

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Das Orakel von Atlantis

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Das Orakel von Atlantis

John Sinclair Taschenbuch Nr. 30

von Jason Dark

erschienen am 13.09.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Das Orakel von Atlantis

Geheimnisvoll wie der versunkene Kontinent war auch das Orakel. Forscher hatten es auf einer kleinen Insel im Mittelmeer gefunden. Zwei Hände, die einen Würfel umspannten. Es war der Würfel des Unheils! Wie kam er nach Atlantis? Welche Verbindung gab es zwischen ihm und dem alten Kontinent? Ich suchte nach einer Antwort. Es wurde ein langer Weg, und der war gespickt mit Überraschungen. Bis ich dem Orakel auf die Spur kam und feststellte, daß alles eine Falle der Großen Alten gewesen war...

»Bleiben Sie stehen, Craddock!« brüllte ich. »Verdammt, halten Sie an! Sie rennen ins Unglück!«

Er hörte nicht und lief weiter. Eine taumelnde, schwankende und sich hastig bewegende Gestalt, die am Ende ihrer Kräfte zu sein schien und sich doch immer wieder fing. Manchmal hatte ich das Gefühl, als würde er zusammenbrechen, ich setzte dann ebenfalls zu einem Zwischenspur an, aber einholen konnte ich ihn nicht. Irgendwie gelang es ihm, aus seinem Körper noch die Kraft zu holen, die nötig war, um weiterzurennen.

Der Sprühregen wischte uns in die Gesichter. Es war Mai, der Regen nicht mehr so kalt, und Craddock bewegte sich immer dicht am Geländer der Brücke entlang wobei er hin und wieder über die Schulter zurückschaute, mich sah und noch einmal Tempo zulegte. Ab und zu tauchte er in den Lichtschein einer Laterne. Dann hob sich seine Gestalt sekundenlang deutlich ab. Ich sah das aus dem Hosenbund gerissene Hemd wie eine Fahne flattern. Die Schuhe mit den harten Sohlen trommelten auf den Belag und manchmal schlug Craddock mit der rechten Hand auf das nasse Geländer der Brücke. Die Hälfte der Albert Bridge hatten wir bereits hinter uns. Ich wußte nicht, wo der Flüchtling hinwollte. Vielleicht rüber auf die andere Seite des Flusses. Dort lag der Battersen Park und da würde er zahlreiche Versteckmöglichkeiten finden.

Dazu wollte ich es aber nicht kommen lassen. Ich mußte ihn vor dem Park erreichen. Ihn nochmals anzurufen, hatte keinen Sinn. Er hörte nicht, und für mich war es reine Energieverschwendung. Wir waren die einzigen Fußgänger auf dem Seitenstreifen der Brücke. Über die Fahrbahn führen nur wenige Autos. Die meisten Fahrer sahen den Flüchtling wohl nicht. Da die Straße frei vor ihnen lag drehten sie entsprechend auf. Wie ich.

Zum Glück hatte ich eine gute Kondition. Ich warf mich noch einmal vor, streckte den Körper. Meine Schritte wurden größer,

doch ich wollte mich nicht völlig verausgaben, unter Umständen stand mir noch ein harter Strauß mit diesem Mann bevor. Umsonst floh er nicht vor mir. Einmal kam er aus seiner Spur ab. Er taumelte zu weit nach links, prallte gegen einen Pfeiler, und ich hörte seinen Schrei. Sein Kopf zuckte wieder herum. Er sah, daß ich aufgeholt hatte, und suchte verzweifelt nach einem Ausweg.

Den fand er im Brückengeländer. Es war nicht sehr hoch. Ein Erwachsener würde es rasch überklettern. Hinter dem Geländer gab es noch einen schmalen Vorsprung auf dem man Halt finden konnte. Das jedenfalls hatte ich während meiner Verfolgung alles gesehen. Die uns trennende Distanz war schwer zu schätzen. Zum Geländer hatte er es auf jeden Fall näher, und Craddock ergriff die seiner Meinung nach gute Chance.

Er drückte sich vor, legte beide Hände auf den Handlauf und schwang sich mit einer Flanke über das Hindernis.

»Sind Sie wahnsinnig?« schrie ich. »Craddock, verdammt!«

Da verschwand er.

Ich hätte mir vor Wut am liebsten irgendwohin getreten. Alles war umsonst gewesen. Die lange Verfolgung das Hetzen, jetzt konnte ich nur zusehen, wie Craddock sich in das tief unter uns fließende dunkle Wasser der Themse stürzte.

Ich sah keinen Körper. Hörte keinen Schrei. Dafür sah ich zwei Hände, die die Oberkante des Geländers nach wie vor umklammert hielten. Craddock stand also auf dem Vorsprung.

Dort lauerte er und schrie mir zu: »Bleib stehen, verfluchter Bulle! Bleib nur ruhig!«

Ich stoppte. Auf dem glatten Boden wäre ich fast noch ausgerutscht, drehte meinen Körper ebenfalls nach rechts und hielt mich am Geländer fest, wobei ich nicht antworten konnte, weil ich außer Atem war.

»So ist es gut, Bulle!«

»Verdammt, Craddock, was soll das?« rief ich. »Was haben Sie für einen Mist vor?«

»Das ist kein Mist!«

»Doch. Sie werfen Ihr Leben einfach weg. Kommen Sie hoch, Sie haben nichts verbochen!«

»Nein, ich werde nicht kommen. Bleiben Sie zurück sonst springe ich. Mich kriegt ihr nicht. Ich bin den anderen entkommen, und das schaffe ich auch bei euch.«

»Craddock, ich will in Ruhe mit Ihnen reden. Wir setzen uns in meinen Wagen...«

Er lachte nur schrill.

»Oder auch in einen Pub und sprechen dort. Das ist doch nichts Schlimmes. Sie sollen nicht verhaftet werden. Mit Ihnen geschieht nichts, Craddock glauben Sie mir!«

»Das kannst du mir nicht weismachen, Bulle. Ihr wollt mich fertigmachen. Die anderen sind es auch, verflucht!«

Ich verdrehte die Augen.

Er hatte ja recht. Craddock war als einziger übriggeblieben. Er hatte eine große Katastrophe wie durch ein Wunder überlebt und hätte mir die besten Tips geben können, nun aber sah alles anders aus.

»Craddock, ich verspreche Ihnen, daß Ihnen nichts geschehen wird, wenn Sie vernünftig sind. Steigen Sie wieder über das Geländer. Wir können in Ruhe reden!«

Gespannt wartete ich auf seine Antwort. Auch ich hatte versucht, ruhig zu sprechen. Er sollte merken, daß ich nichts Schlimmes von ihm wollte, daß er sich hier keinem Feind gegenüber sah.

»Was wollt ihr schon machen?« schrie er. »Die anderen sind stärker. Was wollt ihr gegen die Kraft des alten Atlantis denn unternehmen? Gegen die Macht des Orakels? Was denn? Ich habe gesehen. Ich habe ihn gesehen. Er ist mächtig er wird alles

vernichten. Er kann mit den anderen einen Plan schmieden. Er...« Seine Stimme brach ab, und ich vernahm sein wildes Lachen.

Ich hatte ihn bewußt reden lassen. Während dieser Zeit hatte ich mich klammheimlich vorgeschoben. Wenn die Entfernung zwischen uns geringer wurde, konnte ich ihn vielleicht überraschen. Er mußte sich auf dem schmalen Vorsprung zusammengeduckt und nur die Hände nach oben gestreckt haben. Jedenfalls sah ich nur die hellen Handrücken auf dem dunklen Geländer. Wenn es mir gelang einen Arm zu fassen, war wieder alles offen.

Ich war plötzlich ruhig geworden. Die Umgebung nahm ich überhaupt nicht mehr wahr. Ich war voll und ganz auf Craddock fixiert, der mir sicherlich noch einige sehr wertvolle Informationen geben konnte. Auch bemerkte ich die über die Brücke huschenden Wagen nur, wenn meine Gestalt vom Lichtteppich der Scheinwerfer gestreift wurde.

»Bist du da, Bulle?« Craddocks Stimme hatte sich wieder gefangen. Er fragte lauernd.

Ich schwieg. Wenn ich jetzt antwortete und er merkte, wie nahe ich bereits war, konnte er unter Umständen in Panik verfallen.

»Ihr könnt mir nichts mehr!« rief er weiter. »Verdammt, ihr wollt nur von mir...« Wieder lachte er, als hätte er Spaß an seinen eigenen Worten gefunden.

Ich ließ seine Hände nicht aus den Augen. Wenn er irgend etwas Dummes vorhatte, würde sich dies zuerst an seinen Händen zeigen, die seltsam bleich auf dem dunklen Rand des Geländers leuchteten. Noch zwei Schritte, dann hatte ich ihn Auf Zehenspitzen überwand ich etwa die Hälfte der Distanz. Mein Gesicht war eingefroren, die Augen starr auf das von mir zu packende Ziel fixiert.

Da bewegte sich die linke Hand.

Ich konnte nicht mehr zögern, sprang vor, wollte sie noch packen, aber Craddock war schneller.

Bevor ich sein Gelenk umklammern konnte, war die Hand bereits verschwunden. Ich bekam nur das kalte Geländer zwischen meine Finger, und auch ein Nachgreifen hatte keinen Sinn, denn seine andere Hand war plötzlich auch nicht mehr vorhanden. Ich beugte mich über das Geländer.

Craddock stand links von mir. Seine Füße ruhten auf dem schmalen Vorsprung. Er schaute mich direkt an und ich glaubte, ein triumphierendes Leuchten in seinen Augen zu sehen. Sein Körper war hochaufgerichtet, die Augen weit aufgerissen. In ihnen schimmerte ein seltsamer Glanz.

Noch hielt er sich. Ich streckte meinen Arm vor, wollte zugreifen und ihn wenigstens am Hemd zu fassen kriegen, als er mir plötzlich vorkam wie der schiefe Turm von Pisa.

Craddock kippte wie in Zeitlupe nach hinten. Dabei bewegte sich noch sein Gesicht, es verzerrte sich zu einem Grinsen. Er hatte die Arme angelegt wie ein Zinnsoldat, und allmählich geriet der Mann in eine waagerechte Lage.

Er fiel.

Kein Lachen, kein Schreien vernahm ich. Alles geschah absolut lautlos. Craddock tauchte in einer geraden Linie und kopfüber in die schwarze Themse.

Kurz bevor er im Wasser verschwand, geschah noch etwas Seltsames. An eine Täuschung glaubte ich dabei nicht, denn ich hatte gesehen, daß er von einem blauen Schein umgeben war. Dann spritzte Wasser. Ein heller Kreis bildete sich auf der dunklen Oberfläche, und ich sah Craddock nicht mehr.

Er hatte es zum Schluß doch noch geschafft und war mir entkommen. Ich ging ein paar Schritte zurück. Allmählich fühlte ich mich leer und ausgepumpt. Nicht allein wegen der langen Verfolgungsjagd, nein, mir machte es auch zu schaffen, so erfolglos gewesen zu sein. Ich hätte Craddock gern gehabt, denn er allein hätte

mir Hinweise über ein Gebiet geben können, das mich sehr interessierte.

Atlantis!

Hatte er es geschafft? So einen Sprung von der Brücke konnte man ohne weiteres überleben, deshalb verlor ich keine Zeit mehr und rannte den Weg zurück.

Ich stoppte dort, wo ich meinen Wagen abgestellt hatte, riß die Fahrertür auf und griff sofort zum Telefon. Jetzt mußte die Wasserschutzpolizei ran. Die Männer besaßen die entsprechende Ausrüstung um nach Craddock zu suchen.

Ein Boot befand sich in der Nähe. Es würde bald an der Unglücksstelle eintreffen. Der zuständige Beamte versprach mir, Taucher einzusetzen Mehr konnte ich nicht tun.

Ein paar Minuten blieb ich im Wagen sitzen Allmählich fror ich, denn der Regen hatte mich ziemlich durchnäßt. Trotzdem dachte ich über Craddock nach.

Dieser Matrose hatte tatsächlich eine große Katastrophe überlebt. Er gehörte zur Besatzung eines Fischkutters. Die Männer wollten im Mittelmeer auf Fang gehen, waren aber von einem unheimlichen Ereignis überrascht worden. Wie aus dem Nichts erschien plötzlich eine gewaltige Hand aus den Fluten. Eine Hand und ein Arm. Die Hand war sehr gefährlich, denn sie bewegte sich, und sie bekam den Kutter samt der Besatzung zu packen. Craddock war die Flucht gelungen. Als einzigem. Von einem italienischen Schiff war er aufgefischt worden, nachdem er zwei Tage lang im Meer um sein Leben gekämpft hatte. Erst in England berichtete er. Zuerst hielten die Ärzte es für Fantastereien, bis sie schließlich die Polizei alarmierten und wir Wind von der Sache bekamen.

Die Hand hatte uns mißtrauisch gemacht, denn wir hatten ähnliches bereits erlebt.

Und zwar im Bermuda-Dreieck als dort ebenfalls eine Hand

aufgetaucht war und Schiffe zu packen bekam. Nun hatte ein Zeuge das gleiche im Mittelmeer gesehen Und ich erinnerte mich daran, daß Alassia, die Herrin der Dunkelwelt, Kara erklärt hatte, daß die Hand in einem ursächlichen Zusammenhang mit Atlantis, den Großen Alten und dem Würfel des Unheils stand.[\[1\]](#)

Hatte nicht auch Craddock das Wort Atlantis gerufen, als er in die Tiefe sprang?

So mußte es gewesen sein, und ich dachte daran, daß er sicherlich mehr wußte. Hoffentlich fanden die Taucher ihn lebend. Ich ramnte die Fahrertür zu und startete. Langsam rollte ich über die Brücke und sah dahinter die dunkle Fläche des Battersen. Parks. Dort gab es auch eine Anlegestelle für Boote, und genau da wollte ich auf die Kollegen warten.

Eine Stunde dauerte es, bevor ich Bescheid bekam. »Wir haben ihn gefunden!« hörte ich über Telefon.

»Dann bringen Sie ihn her!«

»Wo können wir Sie finden, Sir?«

Ich erklärte es ihm.

»Gut, Sir.« Der Offizier des Schnellbootes räusperte sich. »Da ist noch etwas, Sir.«

»Was denn?«

»Man kann es schlecht erklären, aber sehen Sie sich den Mann einmal genau an.«

»Das mache ich auch. Kann ich mit ihm reden?« Der Polizist verkniff sich eine Antwort, er hatte aufgelegt.

Mich beunruhigten die Worte. Alles deutete darauf hin, daß Craddock nicht mehr in der Lage war, ein Wort zu sagen. Wir mußten mit seinem Tod rechnen.

Verdammt auch!

Zehn Minuten später erreichte das Boot die Anlegestelle. In meinen Mantel gehüllt, hatte ich gewartet, und während das Polizeiboot am

Pier anlegte, sprang ich mit einem Satz an Bord.

Mit Handschlag wurde ich begrüßt. »Ich habe schon viel von Ihnen gehört, Sir«, sagte der Sergeant.

Ich winkte ab. »Das meiste stimmt nicht. Wo kann ich den Mann sehen?«

»Mann ist gut.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie werden ja selbst merken, was mit ihm los ist. Kommen Sie bitte mit, Sir.«

Wir gingen unter Deck. Die Kabine war eng. Der Sergeant schickte einen wartenden Polizisten hinaus und deutete auf die Liege. »Wir haben eine Decke über ihn gelegt«, erklärte er. »Den Grund werden Sie gleich verstehen, Sir.«

Ich sah meine letzten Felle davonschwimmen und nickte. »Heben Sie die Decke hoch.«

»Natürlich.« Der Mann griff zu. Mit einem Ruck zog er die Decke zurück. Für andere mag der Anblick ein schwerer Schock gewesen sein, für mich war er es auch, aber ich hatte einen solchen Körper schon einmal gesehen. Es lag noch nicht lange zurück und es war am Gebiet der Flammenden Steine gewesen.

Von Craddock war nichts zurückgeblieben. Nichts Menschliches mehr. Nur noch ein schwarzer an Teer erinnernder Klumpen...

Ich stand da und fühlte in meiner Magengegend einen unangenehmen Druck. Zuerst dachte ich an nichts, dann fiel mir automatisch ein Name ein: Arkonada!

Der Magier aus Atlantis. Der Tätowierer, der einen Gastkörper gefunden hatte und seinen Geist in ihm weiterleben ließ. Ein unheimlich gefährlicher Dämon, ein regelrechtes Monstrum, eine Gestalt ohne Gnade und Erbarmen.

Ich erinnerte mich auch wieder an das blaue Leuchten, das ich kurz

vor dem Aufschlag des Mannes in die Themse gesehen hatte. Und blau hatte auch Arkonada geleuchtet, als er sich zeigte. Er war mächtig verdammt mächtig sogar. Selbst Myxin und Kara hatte er in die Schranken gewiesen und die Grenzen der Flammenden Steine aufgezeigt, in denen wir gefangen gewesen waren. Suko und ich hatten uns befreien können, aber Arkonada war nicht vernichtet. Den Beweis dafür hatte er auf schaurige Art und Weise angetreten Ich wischte über mein Gesicht und zog scharf die Luft ein.

Der Sergeant neben mir räusperte sich. »Haben Sie genug gesehen, Sir? Kann ich die Decke wieder zurücklegen?«

»Ja, tun Sie das.«

Er breitete die Decke aus. Ich sah sein bleiches Gesicht. Seine Blicke richteten sich fragend auf mich. »Haben Sie eine Erklärung für diesen Vorgang Sir?«

Ich hob die Schultern.

»Was sollen wir machen?«

»Scotland Yard wird sich um die Leiche kümmern.« Ich reichte ihm die Hand. »Auf jeden Fall danke ich Ihnen für Ihre Mühe.«

»Keine Ursache, Sir. Aber so etwas habe ich noch nicht erlebt. Als wäre der Mann verbrannt worden. Und das im Wasser.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, da komme ich nicht mit.«

Ich konnte es ihm nachfühlen, ging wieder an Deck und schaute über das dunkle Wasser der Themse. Wir hatten wieder eine Spur aufgenommen, aber standen erst am Beginn. Jetzt galt es, den roten Faden zu finden, der uns vielleicht nach Atlantis führte. Vom Bentley aus setzte ich mich mit meinem Chef in Verbindung. Sir James befand sich noch im Büro, und er wollte auch Suko Bescheid geben, damit er ebenfalls kam.

Ich war damit einverstanden.

Die Fahrt zum Yard Building brachte ich schnell hinter mich. Zur gleichen Zeit wie Suko traf ich ein. Wir begegneten uns unten im

Eingang. Mein Partner schaute mich fragend an. »Was ist denn los?«
Im Lift erklärte ich Suko stichwortartig die Sachlage.
»Arkonada«, murmelte mein Freund, als wir ausstiegen, »das kann ins Auge gehen.«

»Da sagst du was.«

Sir James wartete in seinem Büro. Wo er den Kaffee aufgetrieben hatte, wußte ich nicht, auf jeden Fall stand er da und die Tassen ebenfalls. Ich nahm eine, Suko trank ebenfalls einen Schluck, nur Sir James nuckelte an seinem kohlenstofffreien Wasser.

»Es scheint sich etwas anzubahnen«, stellte er fest und ließ das leere Glas sinken »Alles deutet auf Atlantis hin. Da geben uns nicht nur die Dinge recht, die Sie erlebt haben, John, sondern auch die Unterlagen.«

»Welche?«

»Wir fanden sie bei Craddock. Eingenäht in seine Kleidung. Es ist ein Tagebuch.«

»Kann es uns Aufschluß geben?«

»Lesen Sie es selbst. Die ersten Kapitel können Sie überschlagen, John.« Sir James reichte mir eine Kladde rüber, die ich rasch aufschlug. Papier und Schrift harten unter dem Wasser gelitten. Viel war nicht zu lesen, das meiste war verlaufen, erst zum Schluß wurde es etwas besser. Darauf kam es uns an.

Suko las mit. Was unklar war, mußten wir uns zusammenreimen. Der Törn hatte als eine völlig normale Fahrt begonnen. Den Frühljahrsstürmen konnten sie ausweichen und waren durch die Straße von Gibraltar ins Mittelmeer gefahren. Man wollte dort Thunfische fangen, was auch gelang. Bis zu dem Zeitpunkt, als plötzlich die Hand erschien.

Der Vorfall mußte Craddock stark mitgenommen haben, das erkannten wir an seiner Schrift. Sie war zittrig geworden, auch lasen wir kaum ganze Sätze, sondern Wortfetzen. Man spürte die Angst,

die der Aufzeichner empfunden hatte. Und als er von einer zweiten Hand schrieb, endeten die Aufzeichnungen.

Ich legte das Tagebuch zur Seite. »Craddock war also der einzige Zeuge«, bemerkte ich.

»Der noch lebte.«

»Okay, Sir. Jetzt auch nicht mehr. Haben denn andere Besatzungen diese Hände nicht gesehen?«

»Ich habe nichts gehört, trotz zahlreicher Erkundigungen.« Sir James nahm seine Brille ab und wischte sich über die Augen. »Es bleibt mal wieder uns überlassen, der Spur zu folgen.«

»Aber nicht in London«, sagte Suko. »Leider.«

Ich grinste. »Das Mittelmeer im Mai ist besonders schön, habe ich mir sagen lassen.«

Suko hob die Schultern. »Wir werden sehen, ob wir dazu kommen. Wie sieht es eigentlich mit den genauen Positionsangaben des Schiffes aus, Sir? Wissen Sie mehr?«

»Nein, nicht genau. Wir müssen davon ausgehen, daß die Hände südlich der griechischen Küste aufgetaucht sind.«

»Da haben wir auch Myxin gefunden«, murmelte ich.

»Richtig John«, sagte unser Chef. »Darauf wollte ich hinaus. Sie müssen Myxin und Kara dazu bewegen, einzugreifen. Eine andere Chance sehe ich nicht. Schließlich geht es auch um die Existenz der beiden. Da sind doch grundlegende Erkenntnisse ans Tageslicht gekommen. Atlantis ist nicht tot, wie wir wieder einmal festgestellt haben, und mit Arkonada lebt ein Dämon, der immer einen Weg in diese Welt findet. Denken Sie an die flammenden Steine. Deren Magie ist doch bis in die Grundfesten erschüttert worden. Ich frage Sie beide: Was kommt da noch alles auf uns zu?«

»Vielleicht die Großen Alten?«

Sir James schaute mich an. »Möglich, aber ich möchte Sie auf den Würfel des Unheils hinweisen.«

»Wieso?«

Sir James lächelte und nahm das Tagebuch wieder an sich. Er schlug es auf. »Sie haben sich die letzte Seite nicht genau angesehen«, erklärte er. »Dort hat Craddock versucht, etwas zu zeichnen.«

»Was?«

»Sehen Sie selbst.«

Sir James reichte mir das Buch ruber. Ich warf einen Blick auf die entsprechende Seite. Suko schaute mit und flüsterte: »Verflixt, das könnte der Würfel sein.«

»Das ist er sogar«, murmelte ich. Ich legte die Kladde mit den Aufzeichnungen wieder weg. Mein Blick verlor sich, während ich scharf nachdachte. »Was kann Craddock mit dem Würfel zu tun haben?«

»Fragen Sie lieber, in welchem Zusammenhang der Würfel mit Atlantis steht.«

»Er wird von dort stammen«, vermutete Suko.

Davon war ich ebenfalls überzeugt. »Ja, denn der Todesnebel muß auch in Atlantis erfunden worden sein, wenn ich das mal so simpel ausdrücken darf.«

»Dürfen Sie«, sagte Sir James und lächelte. »Zudem sind die Platten mit den Aufzeichnungen ebenfalls auf einer Insel im Mittelmeer gefunden worden. Myxin hätte es damals fast geschafft, wenn sie nicht zerstört worden wären.«[\[2\]](#)

»Ja, das stimmt alles.«

»Und wie ist es mit dem Orakel?« fragte Suko.

»Welches Orakel meinen Sie?« Sir James ging sofort darauf ein.

»Ich habe den Begriff von Craddock aufgeschnappt. Er muß irgend etwas mit einem Orakel zu tun gehabt oder davon gehört haben.«

»Das Orakel von Atlantis«, folgerte Suko bereits weiter. »Hört sich sehr geheimnisvoll an.«

»Ob es der Würfel ist?« fragte ich zwischen.

»Dann müßte Vampiro-del-mar mehr wissen.«

Sir James hatte mit dem letzten Satz genau unser Problem angesprochen. Der Würfel befand sich nicht mehr in den Händen der Lady X.

Sie existierte zudem auch nicht, weil Marek der Pfähler sie vernichtet hatte. Aber den Würfel des Unheils hatten wir nicht bekommen, der war in den Händen von Vampiro-del-mar geblieben. Bisher war es ziemlich ruhig um ihn gewesen, vielleicht hatte er sich erst mit dieser Waffe vertraut machen müssen. Wenn es ihm jedoch gelang sie zu beherrschen, konnte es zu einem Inferno kommen.

»Bisher sind das alles Theorien«, sagte ich.

»Die wir nicht aus dem Auge lassen dürfen«, erklärte uns Sir James. »Es wäre wirklich besser, wenn Sie sich vor Ort umsähen, John. Dabei möchte ich, daß Suko sich um Kara und Myxin kümmert. Man sollte den Fall von zwei Seiten aufklären.«

Die Idee war nicht schlecht. Ob sie allerdings von Erfolg gekrönt sein würde, mußte man abwarten.

»Sie sehen nicht sehr optimistisch aus«, hielt mir mein Chef vor.

»Das bin ich eigentlich auch nicht.«

»Was ist der Grund?«

»Die gesamte Lage, Sir. Irgendwie reagieren unsere Gegner nicht mehr logisch.«

Mein Chef lächelte ein wenig spöttisch. »Haben sie das jemals schon getan?«

Ich nickte. »Auf eine gewisse Art und Weise ja. Die Grenzen waren genau abgesteckt worden. Jeder konnte sich praktisch auf den anderen verlassen und hatte sein bestimmtes Gebiet. Jetzt allerdings ist einiges durcheinandergekommen.«

»Was denn?«

»Erst mal das Auftauchen der beiden Hände. Was kann dazu geführt

haben? Wir wissen es nicht. Zum zweiten besitzt Vampiro-del-mar den Würfel des Unheils. Dieser Würfel ist zu manipulieren - aber von einer Person, die sich in der Gewalt hat. Vampiro-del-mar ist ein Monstrum. Ich spreche ihm sogar die Denkfähigkeit ab. Er denkt nur in seinem Blutrausch, und ich weiß nicht, ob er der richtige Besitzer für den Würfel ist.«

»Der richtige?« lachte Suko.

»Ich meine im übertragenen Sinne. Wir müssen auf jeden Fall zusehen, daß wir die Dinge wieder ordnen, sonst kann es zu einem irreparablen Schaden kommen.«

Sir James spielte mit einem Bleistift. »Glauben Sie, John, daß hinter allem der Würfel des Unheils steckt? Daß eine längst versunkene Welt aus den Fugen geraten ist?«

»Vielleicht.«

»Du vergißt Arkonada«, warf Suko ein.

»Nein, den habe ich nicht vergessen. Ich denke auch daran, welche Furcht selbst Myxin und Kara empfunden haben, als sie ihm gegenüberstanden. Fast wäre es dazu gekommen, daß Arkonada Kara gezeichnet hätte. Etwas Schlimmeres hätte uns nicht passieren können. Sie befände sich jetzt in seiner Gewalt, und er, der von atlantischen Kräften vorangetrieben wird, versucht nun, unsere Welt zu stürmen.«

»Gehört er zu den Großen Alten?«

Der Superintendent hatte eine sehr berechtigte Frage gestellt. Ich schaute ihn groß an und sah sein aufmunterndes Nicken, doch eine konkrete Antwort konnte ich nicht geben. »Also nicht?«

»Sir, eine Antwort zu finden, ist sehr schwer.«

»Aber Sie waren doch in der Leichenstadt. Haben Sie dort nicht die Gräber der Großen Alten gesehen?«

»Das schon.«

»Na bitte.«

»Nein, Sir James, so geht das nicht. Ich habe sechs Gräber entdeckt. Ich sah, wie Doreen Delano sie öffnen wollte, und zwar mit diesem Kristallschlüssel, aber mein Kreuz und der Schlüssel gerieten aneinander, so daß mein Kreuz die Magie des Schlüssels aufhob und fünf Gräber praktisch geschlossen blieben.«

»So kann das Kreuz auch hinderlich sein«, bemerkte Sir James.

Ich ging nicht darauf ein, sondern fuhr fort. »Ich kenne einige der Großen Alten. Weiß zumindest ihre Namen. Da ist einmal Kalifato, das Spinnenmonster, dann Gorgos, der Gläserne, Doreen Delano sprach von einem Namenlosen, da hätten wir schon einmal drei.«

»Und Arkonada«, fügte Suko hinzu. »Das ist der vierte.«

»Bleiben noch zwei«, sagte Sir James.

»Ja, sicher, wenn wir davon ausgehen, daß unsere Annahmen stimmen. Aber Myxin hat nicht gesagt, daß Arkonada zu den Großen Alten gehört.«

»Vielleicht weiß er es selbst nicht«, vermutete Sir James.

»Das ist natürlich richtig.«

»Gibt es da nicht einen Widerspruch?« fragte Suko.

»Wieso?«

»Du warst in der Leichenstadt. Dort hast du die Gräber der Großen Alten gesehen. Angeblich schlafen oder warten sie dort auf das große Ereignis. Doch sie haben gleichzeitig in das Geschehen mit eingegriffen. Wie willst du das unter einen Hut bringen?«

»Vielleicht gibt es für sie eine Möglichkeit, den Gräbern zu entkommen.«

»Im Gegensatz zu den Geistern in der Schlucht der stummen Götter«, murmelte Suko.

Sir James schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. »Für meinen Geschmack ergehen wir uns in Hypothesen und Theorien. Gentlemen, wir sollten handeln.«

»Im Mittelmeer?« fragte ich.

»Auch da.«

Mein Gesicht zeigte keinen begeisterten Ausdruck was Sir James sehr wohl zur Kenntnis nahm. »Paßt Ihnen nicht, wie?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Sie müssen hin Mieten Sie sich meinetwegen ein Boot und gondeln Sie über das Mittelmeer. Aber finden Sie die verdammten Hände. Lösen Sie das Orakel von Atlantis...«

Die Nacht gehörte zu denen, wo sich bekanntlich selbst Hunde und Katzen kaum nach draußen wagten. Zudem war sie stockfinster. Die dicken Wolken verdeckten nicht nur den Halbmond, sondern auch die zahlreichen Sterne.

Feiner Regen fiel der Erde entgegen, berührte das frische Laub der Bäume und verursachte die monotonen Geräusche. Es übertönte selbst das Plätschern des kleinen Bachs, der durch das Gebiet der flaming stones floß. Die sich gegenüberstehenden, großen Steine verschwammen im vom Himmel fallenden Wasser.

Myxin und Kara waren nicht naß geworden. Sie hockten in der kleinen Blockhütte, die sie erreicht hatten, und beobachteten das Gebiet.

Obwohl es Nacht war, konnte niemand Schlaf finden. Beide hatten ein seltsames Gefühl, eine dumpfe Vorahnung daß irgend etwas passieren würde. Sie waren zwar keine Hellseher, aber sie konnten sich auf ihre Gefühle verlassen, die ja nicht umsonst so negativ beeinflußt waren.

Es hatte Schwierigkeiten gegeben. Vor kurzem erst war ihre Illusion der Sicherheit radikal durch die Ereignisse zerstört worden. Bisher hatten sie angenommen, daß der Platz zwischen den Flammenden Steinen unangreifbar gewesen war. Das änderte sich, denn unheilvolle Kräfte aus der Vergangenheit griffen in den Kreislauf mit ein und unterbrachen ihn.

Die flaming stones wurden attackiert. Es war ein Magier aus Atlantis, der ihre Grenzen aufzeichnete. Arkonada!

Einer derjenigen, die überlebt hatten. Da glich er Myxin, der dem großen Chaos ebenfalls entkommen war. Im Gegensatz zu ihm hatte sich Arkonada nicht auf die Seite des Guten geschlagen, sondern versucht, durch seine Kräfte und seine Macht dort weiterzumachen, wo er im alten Atlantis aufgehört hatte.

Damals, vor über 10000 Jahren, hatte man seine Grenzen feststecken können. Heute war dies nicht mehr möglich, weil die Menschen die alten Zauberformeln und Rituale zur Beschwörung vergessen hatten oder nicht mehr wissen wollten. Man konnte Arkonada keinen kompakten Widerstand entgegensetzen. Es waren immer nur einzelne, die sich ihm in den Weg stellten. Zu diesen zählten auch Myxin und Kara. Sie hatten seine Rückkehr erlebt.

All das Grauen, das er gebracht hatte, denn er griff die Flammenden Steine an. Er manipulierte sie, machte mit ihnen, was er wollte, und hätte es fast geschafft, sie nicht nur zu zerstören, sondern auch Kara in seine Gewalt zu bekommen. Seit diesem Tage waren Myxin und das schwarzhaarige Mädchen aus dem alten Atlantis noch vorsichtiger geworden.

Sie hielten in den Nächten abwechselnd Wache. Nie wollten sie die Steine aus den Augen lassen. Besonders in dieser Nacht konnten beide keinen Schlaf finden. So standen sie am offenen Fenster, schauten in den Regen und sahen die hochaufgerichteten Steine, von denen nur zwei genau zu erkennen waren, denn die weiter entfernten verschwammen in der niederfallenden Regenflut.

»Er wird zurückkehren«, sagte Kara verbittert und legte ihre rechte Hand auf den Griff des Schwerts mit der goldenen Klinge. Sie hatte diese Waffe von ihrem Vater Delios bekommen. Das Schwert war in Atlantis geschmiedet und geweiht worden.

»Aber diesmal sind wir vorbereitet«, entgegnete Myxin.

»Was nützt uns das?«

»Ich werde versuchen, ihn zu bannen. Eine andere Chance sehe ich wirklich nicht.«

»Und seine Gegenkräfte?«

»Es darf ihm erst gar nicht gelingen, sie zu entfalten.«

»Wenn das so einfach wäre.«

Myxin trat dicht an Kara heran und legte eine Hand auf ihre Schulter. Streichelnd bewegte er seine Finger. »Was macht dich denn nur so pessimistisch?« fragte er. »So kenne ich dich nicht.«

»Mir hat auch niemand meine Grenzen so aufgezeigt wie dieser Arkonada«, erwiderte Kara bitter.

»Er hat dich überrascht.«

»Nein, Myxin, ich komme gegen ihn nicht an. Das spüre ich genau. Damit finde dich ab.«

Der kleine Magier konnte Kara verstehen. Sie hatte bisher immer auf ihr Schwert vertraut, das sie nicht nur als Schlagwaffe führen konnte, sondern das auch als Katalysator diente, damit Kara Kontakt zu anderen Welten aufnehmen konnte. Wenn sie sich konzentrierte, schaffte sie es, mit Hilfe des Schwertes Dimensionen zu überbrücken.

In der Leichenstadt hatte ihr Geistkörper sogar gegen Kalifato gekämpft und auch gewonnen, denn das Schwert riß dem Monstrum Kalifato gewissermaßen die Maske ab, so daß seine wahre Gestalt, die einer Monsterspinne, zum Vorschein kam. Kara glaubte sich in einem regelrechten Siegestaumel, bis Arkonada kam und ihr die Grenzen zeigte.

Da hatte das Schwert mit der goldenen Klinge ihr auch nicht mehr geholfen.

»Du vergißt nur eins«, sagte Myxin. »Ich bin ebenfalls da. Du stehst nicht allein.«

Kara lächelte. »Es ist nett, daß du so etwas sagst, doch Arkonada

hat auch dir Grenzen gesteckt. Das weißt du, daran mußt du dich erinnern. Ihr habt euch schon in Atlantis gegenübergestanden, und dieser Kampf wird weitergehen. Du hättest damals versuchen sollen, ihn zu besiegen.«

»Ich sah keinen Grund.«

Kara lächelte. »Entschuldige, ich vergaß, daß du dort auf der anderen Seite gestanden hast. Ja, wirklich, du hast keinen Grund gesehen, ihn zu töten.«

Nach dieser Antwort schwieg sie und schaute weiter nach draußen, wo der Regen schräg vom Himmel fiel und der Landschaft in der Dunkelheit einen grauen, verwaschenen Anstrich gab.

»Leg dich bitte hin und versuche zu schlafen«, sagte Myxin.

Kara lachte nur. »Wie oft hast du mir das bereits vorgeschlagen. Nein, ich kann keine Ruhe finden.«

»Es nützt auch nichts, wenn du nur am Fenster stehst und hinaus in den Regen starrst.«

Kara drehte sich um und ging auf das Lager zu. Dort nahm sie Platz, winkelte ihre Arme an und stützte das Kinn auf die Handballen »Es ist alles sehr schlecht«, murmelte sie. »Irgendwie glaube ich daran, daß wir unsere Grenzen erreicht haben.«

»Du siehst es zu schwarz.«

»Nein, Myxin, es soll einfach nicht sein. Erinnere dich an Ambiaastro, an die Tafeln mit den Formeln gegen den Todesnebel. Wir hatten es auch nicht geschafft, obwohl wir so dicht vor dem Ziel standen.«

Myxin hörte nicht hin. Er starrte zu den Steinen hinüber und glaubte, dort etwas entdeckt zu haben.

»Komm doch mal näher, Kara.«

Die Schöne aus dem Totenreich erhob sich. Neben Myxin blieb sie stehen. »Was ist denn?«

»Sieh zu den Steinen«, flüsterte der kleine Magier. »Dort bewegt

sich etwas.«

Kara schaute erst ihren Freund an, bevor sie einen Blick in die angewiesene Richtung warf. »Eine Gestalt?« hauchte sie.

»Nein, das nicht.«

Myxin wischte sich über die Augen. »Sorry, vielleicht habe ich mich auch getäuscht.«

»Das ist möglich.« Kara wollte sich schon abwenden, sie blieb trotzdem stehen, denn ihr war etwas aufgefallen. »Oder meinst du den Nebel?« fragte sie leise.

»Welchen?«

»Der zwischen den Steinen über den Boden kriecht.«

»Das ist Dunst. Das Regenwasser...«

»Er dringt aber aus den Steinen!« Karas Stimme zitterte ein wenig. Sie streckte den Arm aus und deutete durch das offene Fenster. »Ich sehe es genau, der Nebel dringt dort hervor...«

Auch Myxin entdeckte es nun.

Beide sahen sie die hellen Wolken, die aus vier Steinen quollen. Die hohen Zeugen einer verloschenen Vergangenheit schienen innerhalb einer Waschküche zu stehen, und die Sicht auf sie wurde von dem immer stärker aus ihnen quellenden Nebel stetig erschwert.

»Das ist nicht normal«, murmelte Kara.

Mit dieser Feststellung hatte die Schöne aus dem Totenreich genau ins Schwarze getroffen So etwas war auch nicht normal, obwohl sich auch Dunst gebildet hatte.

Myxin gab keine Antwort. Er stand am Fenster, schaute hinaus und hatte seine Hände auf die Fensterbank gelegt. Sie lagen dort, als wären sie angefroren.

Hart stachen Karas Finger durch den Stoff seines Mantels, als sie Myxin anfaßte. »Was ist mit den Steinen los?« rief sie aufgebracht. »Meine Güte, es ist...«

»Der Todesnebel!« vollendete Myxin.

Karas Kopf sank nach vorn. Sie schloß die Augen und ballte ihre Hände. Ihre Reaktion war ein Beweis der Resignation. Was sie da sah, war unwahrscheinlich und auch unbegreiflich. Ihr gesamtes Weltbild geriet ins Wanken. Sie hatten sich bisher auf die Flammenden Steine verlassen und als Hort des Guten angesehen.

In dieser Nacht jedoch kehrten sich die Vorzeichen um. Die Steine arbeiteten nicht mehr für, sondern gegen sie. Aus ihnen quoll eine unheimliche Waffe. Eine der stärksten, die es je gegeben hatte - der alles zerstörende Todesnebel.

Wie er in die Steine gelangen konnte, das wußten weder Kara noch Myxin. Ihnen wurde jedoch allmählich klar, daß sie das Refugium dieser Weißen Magie verlassen mußten, denn sie kannten das Gegenmittel nicht, um den Todesnebel zu stoppen.

»Das ist Arkonadas Werk«, flüsterte Kara mit erstickt klingender Stimme. »Er allein hat dafür gesorgt, daß...«

Myxin zog Kara vom Fenster weg. »Du mußt jetzt die Ruhe bewahren«, sagte er eindringlich. »Panik hilft uns nicht weiter, auch wenn eine Welt zusammengebrochen ist. Wir müssen weg!«

Kara schauderte zusammen. »Fliehen?« fragte sie.

»Ja.«

Sie zog sich einen Schritt zurück. »Wir sind hier zu Hause. Die Steine gehören uns. Wir haben uns auf sie verlassen. Werden sie zerstört, hat alles keinen Sinn mehr.« Die Schöne aus dem Totenreich hielt eine flammende Rede, während sie den kleinen Magier anstarrte, dessen Gesicht unbeweglich blieb.

Er sah die Sachlage realistischer. »Im Augenblick müssen wir nur fliehen«, erklärte er. »Wir können ja zurückkehren, wenn alles vorbei ist. Verstehst du?«

»Nein.« Kara wandte sich ab, schaute zu Boden und schüttelte den Kopf. »Nein, nein, ich begreife es nicht. Es tut mir leid. Das hier war unsere Heimat. Hier haben wir einen Platz gefunden, und wir waren

stolz darauf, Myxin, sehr stolz!«

»Wir werden es wieder sein!«

Kara hob beide Arme. »Aber wer wird und kann uns noch helfen? Denkst du an John Sinclair?«

»Zum Beispiel!«

Die Schöne aus dem Totenreich lachte wild. »Das schafft er nicht. Oder hast du vergessen, wie er und Suko Gefangene der Steine waren? Erinnerst du dich nicht mehr daran?«

»Schon.«

Sie nickte heftig und die langen Haare flogen. »Da siehst du es, Myxin. Sie waren Gefangene. Die Magie des Arkonada hat auch sie nicht verschont.«

»Komm jetzt mit.«

»Ich bleibe!«

Zuerst war Myxin überrascht. Dann versuchte er ein Lächeln. »Habe ich mich verhört?«

»Nein, du hast schon richtig verstanden. Ich werde bleiben und mich dem Todesnebel stellen!«

»Er wird dich vernichten!«

Kara hatte die Worte ihres Freundes gehört. Sie stand da und wirkte so, als wollte sie ihnen nachlauschen. »Vernichten«, flüsterte sie.

»Ja, genau.«

Kara winkte ab. »Na und?« fragte sie. »Soll er mich doch vernichten. Was hat es denn für einen Sinn, wenn die Steine zerstört werden? Unsere Aufgabe ist erledigt, man braucht uns nicht mehr. Die anderen haben gewonnen, Myxin!«

Der kleine Magier war überrascht. Er kannte Kara jetzt einige Zeit, aber er stellte in diesen Sekunden, wo sich der Nebel draußen weiter ausbreitete, fest, daß er sie trotzdem nicht kannte. Sie war ihm plötzlich fremd wie selten.

»Willst du alles hier und auch mich im Stich lassen?« fragte Myxin.

»Ist das deine Absicht?«

»Wenn du noch eine Chance siehst, dann sage sie mir jetzt!« forderte Kara.

»Sei nicht so stur. Im Augenblick sehe ich auch keine. Es hat aber keinen Sinn, wenn du jetzt aufgibst und dein Leben denen schenkst, die nur darauf warten.«

»Geh, ich bleibe.«

Myxin schaute in das Gesicht der dunkelhaarigen Frau. Es schimmerte immer ein wenig blaß. Ihre Gefühle waren dort ebenfalls abgebildet. Kara wirkte trotzig und gleichzeitig zu allem entschlossen.

Myxin wußte, daß er es nicht mehr schaffen würde, sie mit Worten zu überreden. Kara hatte sich einmal entschlossen, und dabei blieb sie. Der kleine Magier hob die Schultern. »Wenn ich dich wirklich nicht mehr von deinem Entschluß abbringen kann, dann gehe ich jetzt«, erklärte er mit leiser Stimme.

»Du mußt dich beeilen«, sagte Kara. »Der Nebel wird auch diese Hütte nicht verschonen. Er zerstört alles Organische. Ob Mensch, Tier, Pflanze. Er macht vor nichts halt.«

Myxin schritt langsam zurück. Er machte einen gebrochenen Eindruck. Bevor er die Tür erreichte, hob er noch einmal die Hand. Es war eine winkende Abschiedsgeste. »Die Zeit mit dir war schön, Kara«, sagte er leise und bewies, daß auch er Gefühle zeigen konnte. »Ich möchte sie nicht missen. Ich habe auch nicht bereut, mich auf die andere Seite gestellt zu haben. Ich würde es immer wieder tun. Lebe wohl, Kara...«

Die Schöne aus dem Totenreich schluckte. In ihren Augen schimmerte es feucht, während draußen die Wolken allmählich näher wallten und die Vernichtung fortsetzten.

Myxin wandte sich um. Er wollte Kara nicht mehr sehen, streckte den Arm aus, berührte die Klinke und drückte die Tür auf, um die

Hütte zu verlassen...

Ich befand mich seit zwei Tagen im Mittelmeerraum!

Bisher hatte ich noch keinen Erfolg gehabt. Mit London hatte ich einige Male telefoniert, aber auch dort tat sich nichts, wie Suko oder Sir James mir berichteten.

Es war eine unheilvolle Ruhe. Ich spürte, daß etwas in der Luft lag konnte es aber nicht greifen oder fassen und war deshalb gezwungen, zurückzustecken.

Zahlreiche Inseln hatte ich bereits besucht. Es hätten bei strahlendem Sonnenschein und nicht zu großer Hitze herrliche Stunden sein können, wäre nicht der Druck vorhanden gewesen, der auf mir lastete. Ich mußte einen Erfolg bringen, ich wollte ihn bringen, aber ich wußte nicht, wie ich es anstellen sollte.

Die Namen der Inseln, die ich angesteuert hatte, vergaß ich sehr schnell. Es waren oft kleine felsige Flecken, die aus dem Meer wuchsen und nicht bewohnt waren.

Sehr oft sprach ich mit Fischern. Ich erkundigte mich nach den beiden aus dem Meer wachsenden Händen und erntete immer wieder die gleiche Antwort.

Nichts gesehen. Nicht einmal ein Fangschiff.

Ob es stimmte, wußte ich nicht, als ich am Abend des dritten Tages schließlich den kleinen Hafen ansteuerte, aus dem auch mein Schiff stammte.

Ich hatte es mir dort geliehen.

Für die Inselfahrten dicht an der Küste war es tauglich, doch ich wollte auch raus aufs Meer, und da mußte ich mir schon ein anderes Boote mieten. Zudem mit Besatzung.

Den Verleiher fragte ich danach.

Skeptisch schaute er mich an. »Die Leute hier sind verwöhnt«, radebrechte er in seinem schlechten Englisch.

»Wieso?«

»Sie müssen schon zahlen.«

»Das werde ich auch.«

»Gut, dann kann ich Ihnen Männer genug sagen.«

»Stopp!« Ich hob die Hand. »Eines will ich klarstellen. Ich brauche keine Leute, die Angst haben, sondern Männer, die sich weder vor dem Teufel noch der Hölle fürchten.«

Der Grieche trat unwillkürlich zurück »Was haben Sie vor?«

»Ich will aufs Meer.«

Mein Gesprächspartner kniff die Augen halb zusammen. »Ich verstehe, Sie wollen tauchen, wie?« Bei dieser Frage rieb er Daumen und Zeigefinger gegeneinander. Eine international allgemein verständliche Geste.

»Ja, auch tauchen.«

»Und die Schätze? Ich werde Ihnen Tips geben und kann auch zahlen, wenn Sie etwas gefunden haben. Da braucht keine Polizei oder Zoll was von zu wissen.«

»Nein, nein.« Heftig schüttelte ich den Kopf. »Ich habe kein Interesse daran, nach Altertümern zu tauchen.«

»Ach, das sagen sie alle, die herkommen.«

»Bei mir stimmt es.«

»Ja, schon gut.« Der Mann nickte. »Gehen Sie am besten zu Georgis. Er und sein Freund Ramon sind die richtigen Leute.«

»Danke. Und wo finde ich die beiden?«

Der Bootsverleiher drehte sich um und deutete den Felshang hoch, wo die Häuser der kleinen Inselstadt lagen. »Sehen Sie da oben das grüne Haus?«

Ich mußte meine Sonnenbrille absetzen, um es erkennen zu können.

»Ja, das sehe ich.«

»Dort finden Sie Georgis und Ramon.«

»Danke sehr.« Ich drückte ihm noch einen Schein in die Hand und

hörte, wie er mir viel Erfolg wünschte. Sollte er bei seiner Meinung bleiben, mir war es recht.

Noch stand die Maisonne hoch am Himmel. Es war ein herrlicher Tag. Postkartenblauer Himmel, ein Meer, dessen Wogen grünblau schimmerten und mit weißen Kämmen verziert waren.

Hinzu kamen die zahlreichen Boote im Hafen. Zumeist Segler, deren Masten sich wie Finger in den klaren Himmel reckten. Die Landschaft war bergig. Es gab nur wenig Vegetation, und der leichte Südwind blähte meine Jacke auf, als ich mich daranmachte, die Straße hochzusteigen, die zum Ort führte.

Auf dem Meer fuhren ebenfalls Boote. Alte Fischerkähne sah ich ebenso wie schnittige Touristenflitzer, die über die langsam heranrollenden Wogen tanzten.

Ich kam ins Schwitzen. Meine Jacke wollte ich nicht ablegen, man hätte die Waffe zu leicht sehen können. Kinder begegneten mir. Sie fuhren auf einem selbstgebauten Karren die Straße hinunter und hatten einen Heidenspaß.

Die ersten Häuser sahen alt und verfallen aus. Schmale Gassen öffneten sich.

Ich mußte mich weiter links halten, schritt über einen Trampelpfad dicht am Felshang entlang erreichte einen mit Schotter belegten Weg und geriet in eine Staubwolke, die ein vorbeifahrender, hochbeladener Lastwagen hinter sich herzog.

Das grün gestrichene Haus sah ich nach der nächsten Kurve. Es stand ebenfalls dicht am Hang. Man hatte jedoch eine Holzplattform über den Felsen hinweggebaut, und dort standen zahlreiche Stühle und Tische. Zum Teil waren sie besetzt. Zumeist Einheimische hielten sich dort auf. Als ich ankam, wurde ich gemustert. Es waren keine unfreundlichen Blicke, die man mir zuwarf.

An einem freien Tisch nahm ich Platz.

Ich hatte von dort aus einen guten Blick auf die Küche, denn sie

befand sich im hinteren Teil der Gastwirtschaft. Auf den beiden großen Öfen standen Töpfe. Küchendünste trieben mir über die Terrasse entgegen. Der Koch sang ein Lied, und der Kellner löste sich von der Wand, als er mich sitzen sah.

Er sprach mich in meiner Heimatsprache an. Ich bestellte eine Cola.

»Auch einen Schnaps? Wir haben Selbstgebrannten Anisschnaps da...«

»Nein, danke.«

»Wie Sie wollen.« Er zog sich schaukelnd zurück und sprach noch mit einigen Bekannten, die laut auflachten. Wahrscheinlich hatte er ihnen einen Witz erzählt.

Georgis und Ramon. Beide Namen hatte ich nicht vergessen. Wer die Knaben waren, wußte ich allerdings nicht. Ich konnte sie mir unter den männlichen Gästen aussuchen.

Über die Ränder meiner Sonnenbrille schielte ich und spitzte die Ohren, ob einer der Namen fiel. Das war nicht der Fall. So mußte ich in den sauren Apfel beißen und den Kellner fragen, der mir eine Cola auf den Tisch stellte.

Ich zahlte, wurde wieder ein Trinkgeld los und verband die Geste mit einer Frage.

»Die beiden suchen Sie?«

»Genau.«

Er grinste schief. »Ja, Georgis und Ramon sind für Geschäfte immer gut.« Er reckte sich und schrie zwei Männern zu, die würfelten. Sie saßen allein am Tisch. Als sie ihre Namen hörten, standen sie auf. Es waren die vom Aussehen her finstersten Typen, die da auf mich zukamen. Männer Mitte Zwanzig mit Modellkörpern, die bewiesen, daß sie viel Sport trieben. Die leichten Jacken harten sie locker über ihre Schultern gehängt. Unter dem Stoff der dünnen T-Shirts zeichneten sich deutlich die Muskeln ab.

Beide hatte schwarze Haare, trugen Oberlippenbärte und waren schwer auseinanderzuhalten.

Bei einem jedoch fehlte das linke Auge. Er hatte es durch eins aus Glas ersetzt.

»Ich bin Ramon«, sagte er und nahm an meiner rechten Seite Platz. Dabei rückte er so dicht an mich heran, daß ich den leicht säuerlichen Schweißgeruch wahrnehmen konnte, den er ausströmte. War der andere also Georgis. Seine Haare waren länger. Sie glänzten auch fettiger. Die Augen zeigten eine leichte Schräge, dabei blickten sie mißtrauisch.

»Engländer?« fragte er.

Ich nickte.

»Man hat es gehört.«

»Ja, sicher.« Ich nahm einen Schluck von der eiskalten Cola. »Ich habe was über euch erfahren.«

Georgis lächelte. »Hoffentlich nur Gutes.«

Langsam setzte ich die Dose ab. »Klar. Der Bootsverleiher am Hafen erzählte mir von euren Künsten.«

»Dann wollen Sie uns mieten?«

»Nicht nur euch, auch den Kahn.«

Georgis und Ramon schauten einander an. Bei Ramon blieben beide Augen starr. »Wann?« fragte er.

»Heute noch.«

»Unmöglich«, sagte Georgis.

»Wieso?«

»Weil wir am Abend etwas vorhaben. Es gibt hier ein Fest mit vielen Frauen, Sie verstehen?«

»Natürlich. Allerdings habe ich gehört, daß hier oft Feste stattfinden. Vor allen Dingen im Sommer.«

»Sie müssen uns schon sagen, was Sie zahlen.« Von Ramon kam das erste Friedensangebot.

»Ich zahle in Pfund.«

»Hört sich schon mal so an, daß wir weiter zuhören werden«, erklärte mir Ramon.

»Wunderbar. Fünzig Pfund bar auf die Hand.«

Sie grinsten beide. »Und das Boot?« fragte Georgis.

»Das will auch bezahlt werden.«

»Ist im Preis drin.«

»Nie.«

Ich nickte. »Weil ihr es seid, lege ich noch zwanzig Pfund drauf. Aber dann mit Taucherausrüstung«

»Die kostet extra.«

Die beiden wußten, daß sie am längeren Hebel saßen und ich mußte einwilligen. Wir einigten uns schließlich auf achtzig Pfund, die ich ihnen hinblätterte.

Georgis nahm das Geld an sich, während Ramon fragte: »Wo soll es denn hingehen?«

»Ein wenig aufs Meer.«

»Nachtfahrt, wie?«

»Ja.«

»Und wann? Die Zollkontrollen sind...«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie interessieren mich nicht. Ich will etwas anderes.«

»Sie haben bezahlt. Wir treffen uns am Bootsverleih«, erklärte Ramon und stand auf. Sein Partner folgte.

»Ach so, noch etwas«, rief ich ihnen nach. »Wenn ihr mit dem Geld abhaut, hole ich es mir zurück, Sportsfreunde. Das wollte ich nur noch sagen.«

»Wir sind ehrliche Geschäftsleute«, bekam ich zur Antwort.

»Dann ist ja alles klar.« Ich trank die Dose leer und schaute den beiden nach. Sehr wohl war mir bei der ganzen Sache nicht. Ich kam mir vor wie jemand, der in einem tiefen Loch steckt und nach einem

altersschwachen Seil greift.

Noch einen Tag wollte ich bleiben. Wenn dann nichts geschah, konnte mich auch das alte Hellas nicht mehr reizen. Zunächst aber mußte ich versuchen, eine Verbindung nach London zu bekommen. Mein täglicher Anruf war bereits überfällig.

Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich noch nicht, daß die folgende Nacht für Myxin, Kara und mich von schwerwiegender Bedeutung werden würde...

Sie wollte also sterben!

Auf der Türschwelle blieb Myxin stehen und schüttelte den Kopf. Nein, so leicht gab er nicht auf. Er warf nicht das hin, was sie in gemeinsamer Arbeit aufgebaut hatten. Kara hatte den Schock ihrer Niederlage gegen Arkonada nicht überwinden können, aber sie mußte dies einfach schaffen, sie durfte sich nicht aufgeben und mußte sich allein auf ihre Kraft verlassen.

Myxin tat so, als wollte er sich mit Karas Entschluß abfinden. Innerlich dachte er anders. Er sah nicht ein, Kara den Klauen eines gefährlichen Dämons zu überlassen. Sie sollte ihr Leben nicht verlieren, sondern weiterkämpfen, auch wenn sie momentan eine sehr schwache Phase hatte. Die ging vorüber.

Zudem hatte Myxin ebenfalls seine Kräfte zurückerhalten. Er war nicht mehr derjenige, mit dem andere Dämonen machen konnten, was sie wollten. Der Wechsel auf die andere Seite hatte ihm nicht nur gutgetan, sondern auch dafür gesorgt, daß er die alten Fähigkeiten bewußt für einen guten Zweck einsetzen konnte.

Myxin beherrschte unter anderem Telepathie, Telekinese und Teleportation.

Eine davon wollte er anwenden.

Die Telekinese!

Wenn Kara nicht freiwillig zurückkam, mußte er sie eben dazu

zwingen. Noch stand er auf der Schwelle, und er vernahm in seinem Rücken die Stimme der Frau.

»Warum gehst du nicht?« schrie sie. »Verdammt, ich will allein sein. Laß mich!«

»Ja, ich gehe«, erwiderte Myxin, »aber nicht ohne dich!« Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er auf der Stelle herumkreiselte und Kara anschaute.

»Was soll das?« flüsterte sie und sah gleichzeitig die Veränderung im Gesicht des kleinen Magiers.

Sie spürte sofort, daß etwas nicht stimmte, streckte ihre Arme aus, als wollte sie Myxin aufhalten, das jedoch schaffte sie nicht. Kara spürte die gewaltige Kraft, die von ihrem Partner ausging. Es war ein lautloser Sog der sie auf einmal erfaßt hielt und gegen den sie sich nicht wehren konnte.

Sie schleuderte ihren rechten Arm zur Seite, als wollte sie sich irgendwo festhalten, die Finger griffen in die Luft, und dann hob es sie vom Boden ab.

Telekinese! Das Bewegen von Gegenständen allein durch Geisteskraft. Kara wurde in diesem Augenblick zu einem Gegenstand, den Myxin auf jeden Fall retten wollte.

So sehr sie sich auch dagegen anstremte, die Kräfte des kleinen Magier waren stärker.

Kara wurde auf ihn zugewirbelt.

Myxin sah ihren aufgerissenen Mund, die Gestalt tauchte dicht vor ihm auf, er trat zur Seite, und Kara gelangte durch die offene Tür, wobei sie nach draußen in die Regennacht fiel. Dann lief auch Myxin.

Er kam gerade zurecht, um Kara auffangen zu können, die zu Boden fiel. Hart hielt er sie fest, riß sie wieder auf die Füße und erlebte im Moment keinen Widerstand.

Es war klar, daß sie wegmußten. Zuvor jedoch schaute sich Myxin

um. Er wollte sehen, was es wirklich gegeben hatte, und sein Blick flog schräg nach links, wo auch die Steine standen.

Dort wallte der Todesnebel.

Von den Flammenden Steinen waren nicht einmal mehr die Umrisse zu sehen. Der unheimliche Nebel hatte alles verdeckt. In gewaltigen Wolken wurde er weiter vorgeschoben, und er hatte bereits den unmittelbaren Bereich der Steine verlassen, so daß seine Ausläufer schon die ersten Bäume berührten und dort das zeigten, vor dem Myxin sich so sehr gefürchtet hatte.

Der Nebel begann mit einem radikalen Vernichtungsfeldzug gegen die Natur.

Genau dort, wo er wie mit langen Geisterfingern zwischen Aste und Zweige kroch, entlaubte er diese.

Zweige brachen ab.

Das Knacken und Knirschen hörte sich an wie ferne Gewehrschüsse. Myxin stand da und schüttelte den Kopf. Es war unbegreiflich, was er zu sehen bekam, und auch er fühlte die Angst vor dem unheimlichen Todesnebel, der in wahren Unmengen aus den vier Steinen kroch. Wenn dieser Nebel sie erreichte, waren sie verloren. Ein Gegenmittel besaß allein John Sinclair. Es war sein Kreuz, das den Nebel stoppte. Und John mußte helfen.

Zunächst dachte Myxin an Kara und sich. Er packte die Schöne aus dem Totenreich und zog sie aus der Gefahrenzone. Es gab einige Wege, die durch den Wald führten.

Myxin hatte sich genau erkundigt, die unmittelbare Gegend um die flaming stones war ihm sehr wohl bekannt. Er hätte auch sich und Kara wegteleportieren können, darauf verzichtete er, denn er brauchte seine Kräfte noch und würde sie auch entsprechend einsetzen müssen.

Kara setzte ihm keinen Widerstand entgegen. Sie schien völlig apathisch zu sein und schaute erst auf, als Myxin mitten im Wald

stehenblieb und sie durchschüttelte.

»Kara!« rief er drängend. »Kara! Hörst du mich?«

Sie blickte ihn an. »Was ist denn?«

»Du bist nicht mehr in der Hütte. Wir sind dem Nebel entkommen. Verstehst du?«

»Ja.«

Myxin sah ihr an, daß sie nichts verstand. Es war auch nicht wichtig. Hauptsache, sie lebten. Mit einer fürsorglichen Geste wischte er ihr die Feuchtigkeit aus dem Gesicht und fragte: »Möchtest du dich weiterhin ausruhen?«

»Ausruhen?« Kara krauste die Stirn und schaute sich um. Dabei schüttelte sie den Kopf. »Wo sind wir hier eigentlich?« fragte sie mit leiser Stimme.

»Weißt du das nicht?«

»Nein, ich...«

»Im Wald, nahe der Steine...«

»Wie?« Kara war durcheinander. Das stellte auch Myxin fest. Sie mußte für einen Moment die Erinnerung verloren haben, sonst hätte sie nicht so geantwortet.

»Erinnerst du dich nicht an den Todesnebel?« fragte Myxin »Er quoll aus aus den Steinen, und wir haben dafür gesorgt, daß er uns nichts anhaben konnte. Weißt du das nicht?«

»Ich...ich...«

»Komm, Kara, wir werden weitergehen. Du mußt dich ausruhen, denn du wolltest...«

»Was wollte ich?«

»Aufgeben, Kara. Ja, du wolltest einfach aufgeben. Dein Leben sogar hinwerfen, all das, was wir uns aufgebaut haben, wofür wir kämpfen mußten, wolltest du weggeben.«

Sie nickte, hob dann den Kopf und schaute Myxin ins Gesicht. »Jetzt weiß ich es wieder«, flüsterte sie. »Ich... ich hatte eine

Depression. Ich sah einfach keine Chance mehr. Alles war so anders, so übermächtig. Ich kam mir völlig hilflos vor. Allein gelassen, ich...«

»Wir sind dem Todesnebel entkommen und werden darangehen, ihn zu bekämpfen.«

»Sind die Steine verloren? Er ist doch aus den Steinen gekommen, oder nicht?«

»Ja, das ist er.«

»Dann wird der Nebel sie wahrscheinlich zerstören«, erklärte Kara und senkte den Kopf.

»Die Steine haben viel überstanden«, gab Myxin zurück »Die werden auch den Todesnebel überstehen, davon bin ich fest überzeugt, Kara. Wir können noch weiter auf sie bauen, wenn wieder alles normal ist.«

»Wird es das denn?«

Myxin lachte. »Das hoffe ich.«

»Aber wie konnte das geschehen, frage ich dich? Wie ist es möglich, daß aus den Steinen plötzlich der Todesnebel quillt? Das muß doch einen Grund haben.«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Von John wissen wir, daß Vampiro-del-mar den Würfel des Unheils hat. Er kann also den Nebel produzieren. Nur möchte ich gerne wissen, wo es eine Verbindung zwischen ihm und den Flammenden Steinen gibt. Dahinter bin ich noch nicht gekommen.«

Myxin war froh, daß Kara so redete. Diese Sätze zeigten ihm, daß sie wieder ganz die alte war und das schreckliche Geschehen gut verkraftet hatte. Wäre es anders gekommen, Myxin wußte nicht, wie er dann reagiert hätte.

»Bisher hat es nur Arkonada geschafft, die Steine zu manipulieren«, sagte Kara. »Wie kommt es dann, daß der Würfel des Unheils...?«

»Das werden wir herausfinden.«

»Hast du einen Plan?«

»Ja. Er klappt nur mit John Sinclair. Wir müssen ihm Bescheid geben. Zudem dürfen wir nicht mehr so getrennt arbeiten. In Zukunft müssen wir wieder zusammengehen, denn gerade die Existenz des Todesnebels beweist uns, wie sehr sich die an sich fremden Magien konzentriert haben. Die Grenzen sind fließender geworden, Kara. Finden wir uns einfach damit ab.«

»Wann willst du hin?«

»Sofort.«

Kara lächelte. Sie streichelte Myxins Wange und hauchte noch einen Dank. Dann zog sie ihr Schwert mit der goldenen Klinge aus der Scheide und stellte es so hin, daß die Spitze im Boden versank. Kara zeichnete einen Kreis in den weichen Waldboden, streckte die Arme aus und ließ die Hände übereinandergeschlagen auf der Klinge liegen. Kara konzentrierte sich. Durch die Magie des Schwertes war es ihr möglich, Entfernungen leicht zu überbrücken, und sie konnte denjenigen mitnehmen, der sich ebenfalls innerhalb des gezogenen magischen Kreises befand.

Ihre Gedanken und das Schwert bildeten eine geistige Brücke. Immer stärker kristallisierte sie sich hervor, im nächsten Augenblick begann die Luft zu zittern, und plötzlich waren Kara und Myxin verschwunden. Zurück blieben die flammenden Steine - und der Todesnebel!

Von all diesen Dingen wußte ich natürlich nichts, als ich mich am frühen Abend zum Treffpunkt begab. Es war kühler geworden. Die Sonne sank allmählich und stand als prächtiger glühender Ball am noch blauen Himmel.

Da wir Mai hatten, würde es noch lange hell bleiben. Wenn Georgis und Ramon ein schnelles Boot besaßen, konnten wir eine gute Strecke schaffen.

Ich dachte daran, daß die unheimliche Hand nicht am Tage, sondern in der Dämmerung aufgetaucht war, vielleicht hatte ich in dieser Nacht Glück und würde sie sehen.

Wie ich dann reagieren sollte, wußte ich noch nicht. Es war eigentlich ein lebensgefährliches Unterfangen. Diese riesige Hand hatte ein ziemlich großes Schiff zerstört, und sie würde nicht zögern, auch ein kleines niederzumachen.

Vielleicht sollte ich die beiden doch zu Hause lassen und selbst mit dem Boot fahren.

»Sie sind ja pünktlich«, hörte ich hinter mir die Stimme, die meine Gedanken unterbrach.

Ich drehte mich um.

Die Männer standen vor mir und grinsten. Ramon, der Mann mit dem Glasaugen, trug die Taucherausrüstung. Anzüge, Preßluftflaschen, Schnorchel, Brillen. Sein Freund hielt einen Fangsack fest. Sie schienen nach wie vor der Überzeugung zu sein, daß ich nach irgendwelchen Schätzen tauchen wollte.

»Ja, wir können«, sagte ich. »Wo liegt das Boot?«

»Kommen Sie mit.«

Die beiden führten mich in den alten Teil des Hafens, wo die Schiffe der Einheimischen lagen. Ich war angenehm überrascht, als ich das ziemlich moderne Boot sah, das neben der steinernen Hafenmauer auf den Wellen dümpelte.

»Ist zwar kein Riva-Boot, aber der Knabe, dem ich es beim Spiel abgenommen habe, hatte Geld«, erklärte Georgis.

»Wie weit können wir raus?« fragte ich.

Ramon warf die Sachen ins Boot. Er antwortete mir dabei.

»Meinetwegen bis Kreta.«

»So weit will ich nicht.«

»Das kostet auch mehr.« Georgis nickte mir zu. Ich sprang von der Kaimauer auf die Planken und inspizierte bei einem ersten Rundgang

den Kahn, während Georgis sich im Ruderhaus zu schaffen machte. Das Boot war gut in Schuß. Da blätterte keine Farbe ab, da gab es keine losen Planken, auch das Funkgerät war in Ordnung und an der kleinen Fahnenstange am Heck wehte die griechische Flagge.

»Jetzt sagen Sie uns nur das Ziel«, sagte Ramon.

»Fahren Sie einen Südost-Kurs.«

»Sonst noch was?«

»Nein.«

»Aber die Schätze liegen...«

Ich schüttelte den Kopf. »Himmel, wie oft soll ich Ihnen noch sagen, daß mich die Dinger nicht interessieren. Ich habe in meiner Wohnung keinen Platz für Amphoren oder ähnliche Dinge.«

»Was wollen Sie dann, Mensch?«

»Nehmen Sie es als eine Spazierfahrt.«

Ramons Augen wurden schmal. Dabei nahm sein Gesicht einen lauernden Ausdruck an. »Oder sollten wir zufällig auf offener See ein U-Boot treffen und...«

»Nichts. Kein U-Boot, keine Übernahme von irgendwelchen Schmuggelgütern.«

»Dann...« Was er noch weiter sagen wollte, ging im Brummen der Motoren unter. Das Boot besaß zwei davon. Ziemlich starke Antreiber, die eine hohe Geschwindigkeit erlaubten.

Ramon ließ mich stehen und begab sich zu seinem Freund in den Unterstand, während ich auf der Bank am Heck meinen Platz fand. Sicher, ich konnte Ramon auf irgendeine Art und Weise verstehen. Wahrscheinlich hätte ich ebenso gehandelt wie er, wenn mir einer das gleiche gesagt hätte, aber ich wollte sie nicht jetzt schon schocken, indem ich mit der Wahrheit herausrückte.

Später war Zeit genug. Und ich war gespannt darauf, wie sie dann reagierten.

Der kleine Hafen blieb hinter uns zurück. Ich schaute auf den Ort

und sah auch die Taverne hoch am Felsen, wo ich die beiden zuerst getroffen hatte. Dort schaukelten Lichter im Wind.

Das Bild der allmählich versinkenden Küste nahm mich gefangen. Es gefiel mir, und hätte sicherlich die Traumkulisse für einen Landschaftsmaler abgegeben.

Vor mir quirlte die Heckwelle. Ein weißer Schaumstreifen, der auseinanderfächerte, dünner wurde und sich schließlich verlor.

Wir mußten aus dem Bereich der kleinen Inseln herauskommen. Die Hand war auf dem offenen Meer erschienen, und ich dachte wieder an das Bermuda-Dreieck und seine Jenseits-Falle. Wie konnte es möglich sein, daß Tausende von Meilen entfernt, der gleiche Effekt auftrat? Ein Rätsel, das ich unter anderen lösen wollte.

Ich merkte genau, daß wir offenes Wasser erreicht hatten. Der Seegang änderte sich. Die Wellen wurden länger; Georgis, der das Boot steuerte, ritt sie geschickt ab.

Wir fuhren eine ziemlich hohe Geschwindigkeit, so daß manchmal, wenn eine Welle quer anlief, Gischt überspritzte.

Wie dunkle Flecken sahen die oft felsigen Inseln aus. Sie änderten jedoch ihre Farbe, wenn sie von den Sonnenstrahlen berührt wurden. Da schimmerten sie manchmal rot, grün und violett. Ein fantastisches Spektrum, das mich faszinierte. Mir kam der Vergleich mit der herrlichen Landschaft des Grand Canyon in den Sinn. Auch dort sah man bei günstiger Sonneneinstrahlung ein wirklich einmaliges Farbenspiel.

Die beiden ließen mich in Ruhe. Erst als wir die Inseln hinter uns gelassen hatten und das offene Meer wie eine unendlich erscheinende grünblaue Fläche vor uns lag verließ Ramon den Unterstand und kam auf mich zu.

»Georgis will Sie sprechen!«

»Okay ich komme.«

Georgis hielt das Steuer mit beiden Händen fest. Er selbst hockte

auf einem kleinen Klappstuhl und nuckelte an einem Zigarillo. Als ich mit eingezogenem Kopf den Steuerstand betrat, drehte er mir sein Gesicht zu.

»Sie wollten mich sprechen?«

»Ja«, sagte er schnell. »Ich will wissen, wo die Reise hingehen soll.«

»Ich habe kein Ziel.«

Er lachte, und der hinter mir stehende Ramon stimmte in dieses Gelächter mit ein »Wollen Sie wirklich nur eine Spazierfahrt in der Nacht machen?«

»Ja und nein.«

»Aha, also doch.«

Ich mußte ihnen reinen Wein einschenken und tat dies mit vorsichtigen Worten. »Hören Sie zu, Georgis. Es geht um eine Sache, die hier vor kurzem passiert ist.«

Seine Augen wurden schmal. »Welche?«

»Ich weiß nicht, ob Sie vom Untergang des englischen Fischtrawlers gehört haben...«

»Ja, ja. Er ist unter sehr mysteriösen Umständen gesunken. Es sind einige Gerüchte aufgetaucht.«

»Und welche?«

»Die müßten Sie doch kennen.«

»Ich will sie von Ihnen hören.«

»Man spricht von einem Bermuda-Effekt im Mittelmeer. Wenigstens sagen das die Reporter der einschlägigen Zeitungen.«

»Diesem Effekt möchte ich nachgehen.«

»Sie wollen ein Bermuda-Dreieck vor Griechenland finden?« drückte sich Ramon ein wenig unverständlich aus, wobei er im Prinzip allerdings recht hatte.

»Genau, das will ich.«

»Und dann?«

»Nichts, ich werde es mir ansehen.« Georgis lachte. »Sie wissen ja, daß es gefährlich ist. Durch Sie können wir auch in Gefahr geraten.«

»Ich habe euch für harte Burschen gehalten.«

»Das sind wir auch.«

»Dann zeigt es mal.«

Georgis stellte das Steuer fest und drehte sich um. »Wir glauben beide nicht an Geister und Dämonen oder übersinnliche Dinge, aber das, was da mit dem englischen Schiff passiert ist, war verdammt komisch.«

»Deshalb bin ich hier.«

»Auch von der Zeitung?«

Da hatte er mir die Ausrede bereits in den Mund gelegt. »Klar bin ich von der Zeitung. Auch unsere Leser interessiert, was hier geschehen ist. Das werde ich recherchieren.«

»Eine Fahrt reicht da nicht«, bemerkte Georgis.

»Kann ich mir vorstellen Ich möchte von Ihnen nur eins. Fahren Sie dorthin, wo das Schiff verschwunden ist. Sie müßten es wissen denn die Notsignale sind aufgefangen worden, und der Unglücksort wurde auch in der griechischen Presse bekanntgegeben.«

»Wie Sie wollen.«

»Können Sie mir ungefähr sagen, wann wir den Flecken erreichen?« fragte ich.

»Ja. Vielleicht eine halbe Stunde noch.«

»Okay, wir sprechen dann weiter.« Ich drehte mich um und drückte mich an Ramon vorbei durch die schmale Kabinentür. Erst einmal atmete ich tief durch. Eine große Belastung war mir von der Seele gefallen. Es hatte besser geklappt, als ich glaubte. Die beiden Typen waren scharf auf das Geld. Vielleicht hatte sie auch das Geld für eine zweite Fahrt gereizt, die erste nicht abzubrechen, und Neugierde kam ebenfalls noch hinzu. Wenn sie wirklich etwas herausfanden,

waren sie die Helden der Umgebung.

Ich zündete mir eine Zigarette an und blies den blauen Rauch gegen den Wind. Als Ramon kam, bot ich ihm ebenfalls ein Stäbchen an, er schüttelte den Kopf. »Ich rauche nur französische.«

»Von welcher Zeitung kommst du?« Er fiel in einen vertraulichen Tonfall.

»Daily Mirror.«

»Kenne ich nicht.«

»In England ist das Blatt bekannt.«

»Und du bist wirklich Reporter?«

Ich schaute ihn erstaunt an »Klar bin ich Reporter. Weshalb fragst du?«

»Weil du eine Knarre trägst. Ich habe noch keinen Reporter gesehen, der mit einer Pistole herumrennt.«

Ich hob die Schultern »Die Zeiten sind gefährlich geworden«, erwiderte ich. »Man muß sich schützen.«

»Hast du Angst vor uns?«

»Nein.«

»Da würde dir auch die Puste nichts nützen. Wir sind besser.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Ramon drehte ab. »Ich wollte nur, daß du das weißt. Uns legt man nicht rein. Das haben schon andere versucht.«

»Die aber hoffentlich noch leben!«

Da lachte er nur blechern und ging.

Mir paßte es nicht, daß die beiden meine Waffe gesehen hatten. Es war nicht mehr zu ändern, und ich beschloß auch, falls es dazu kommen sollte, die nächste Fahrt allein zu unternehmen. Was Georgis da tat, traute ich mir ebenfalls zu.

Es war dämmrig geworden. Trotzdem herrschte noch ein seltsames klares und scharfes Licht. Mein Blick reichte bis zum Horizont, wo Meer und Himmel zu einer Einheit zusammenwuchsen. Der Himmel

sah grau aus, das Meer besaß nach wie vor den grünen Schimmer, der allerdings allmählich nachdunkelte.

Ich ging wieder zum Heck, klammerte mich an der Fahnenstange fest und schaute auf die lange Dünung. In der Ferne sah ich die Masten eines Schiffes. Sie hoben sich wie Streichhölzer vor dem leicht gekrümmten Horizont ab.

Bald waren sie verschwunden, als wären sie in eine tiefe Schlucht gefallen.

Meine Gedanken drehten sich allein um den Fall. Ich dachte ihn von allen Seiten durch, suchte nach Verbindungen zwischen der Jenseits-Falle und dem hier aufgetauchten Phänomen, kam jedoch zu keinem Ergebnis. Vielleicht lag die Lösung des Rätsels auch nicht hier, sondern woanders. In London zum Beispiel.

Meine Gedankengänge wurden unterbrochen, als das gleichmäßige Geräusch des Motors verstummte. Wir machten keine Fahrt mehr und schaukelten wenig später auf den Wellen.

Beide Männer verließen den Unterstand und schlenderten auf mich zu.

»Hier war es ungefähr«, erklärte Georgis und vollführte mit den Armen eine umfassende Bewegung.

Ich nickte und schaute aufs Wasser.

»Nichts zu sehen«, sagte Ramon.

»Habe ich mir gedacht«, erwiderte sein Freund. Er blieb neben mir stehen. »Wie lange sollen wir hier warten?«

»Sie haben doch Zeit.« Er hob die Schultern. »Kommt drauf an.«

»Mitternacht.«

»Meinetwegen. Wenn es Ihnen Spaß macht, ins Wasser zu starren, soll's mir recht sein. Vielleicht lege ich mich hin.«

Hinter mir hörte ich ein Klicken. Als ich mich umdrehte, stand Ramon mit einer Schnapsflasche da. Mit dem Fingernagel schnippte er gegen das Glas. »Wollen wir einen Schluck trinken?«

Diesmal lehnte ich nicht ab. Es war ein Uzo, das griechische Nationalgetränk. Ich durfte zuerst einen Schluck nehmen, war aber vorsichtig, denn ich trank lieber Whisky.

Das Zeug war nicht nur scharf, sondern auch warm. Es rann durch meine Kehle hinunter in den Magen, wo es sich wie ein Feuersturm ausbreitete. Ich schüttelte mich, was die beiden anderen zu einem Lachen veranlaßte.

»Nichts Gutes gewohnt, wie?«

»Das ist Ansichtssache.«

»Die Engländer saufen nur Whisky«, erklärte Ramon und nahm einen kräftigen Schluck, bevor er die Flasche an seinen Freund weiterreichte. Auch er trank, während mir der eine Schluck gereicht hatte. Ich wollte meinen Magen noch behalten.

Als Georgis die Flasche absetzte, war sie halb geleert. Er stieß auf und wischte sich mit dem Handrücken über seine Lippen, während Ramon auf das Wasser starrte und dabei die angewinkelten Arme auf die Reling gelehnt hielt.

»Jetzt könnten wir bei den Puppen sein«, murmelte Georgis.

Ramon lachte. »Da sagst du was.«

Ich hob die Schultern. »Falls sich hier nichts tut, fahren wir wieder zurück. Dann kommt ihr immer noch zu eurem Vergnügen.«

»Hoffentlich!« hörte ich Ramon sagen.

Ich trat an die Backbordseite. Wie Ramon schaute ich ebenfalls auf das Wasser. Die Wellen erinnerten mich manchmal an lange Tücher, wenn sie anrollten und unser Boot in eine sanfte Schaukelbewegung versetzten.

Zu sehen war nichts. Das hatte ich auch schon bei der Jenseits-Falle erlebt, aber vielleicht konnte ich etwas herausfinden. Ich trug mein geweihtes Kreuz noch versteckt unter dem Hemd. Nun holte ich es hervor. Einen raschen Blick warf ich noch über die Schulter. Die beiden Männer kümmerten sich nicht um mich. Georgis trank

Schnaps, Ramon starrte nach wie vor auf die Wellen.

Ich hatte die Kette über den Kopf gestreift und hielt sie zwischen zwei Fingern fest. Das Kreuz sah völlig normal aus, es baumelte nach unten, ich ließ es auf meiner freien linken Handfläche liegen und dann abrutschen, dem Wasser entgegen.

Das Kreuz erinnerte mich manchmal an eine Wünschelrute. Es reagierte auf andere, fremde Magien und zeigte mir an, wo ich sie finden konnte.

Langsam schwang ich es von einer Seite zur anderen. Es machte die Pendelbewegung mit, die schließlich in einen Kreis mündete, und ich glaubte, daß sich die Farbe des Kreuzes veränderte. Zunächst war das silbrige Leuchten geblieben.

Sehr scharf und deutlich hoben sich die Konturen des Kreuzes vor dem Hintergrund des dunklen Wassers ab, und deshalb erkannte ich auch, wie innerhalb des Metalls Entladungen vorgenommen wurden. Ein kurzes Blitzen nur, mehr nicht. Magie!

Ja, es befand sich eine fremde Magie in der Nähe, und das Kreuz hatte darauf reagiert.

Ich stand zwar nicht gerade unter Strom, eine gewisse Spannung hielt mich dennoch umklammert. Sollte ich nach so zahlreichen erfolglosen Versuchen endlich die große Chance bekommen haben, um das Rätsel aufzuklären? Das wäre natürlich ideal gewesen. Ich war sehr konzentriert und merkte deshalb auch die Bewegungen unter dem Kiel.

Plötzlich lief ein Zittern durch das Schiff, als wäre es unter Wasser von irgendeinem Gegenstand angestoßen worden. Ramons Stimme ertönte. »He, was ist denn?«

Zum Glück sprach er Englisch. Ich drehte mich zu ihm um und schaute in sein verstörtes Gesicht. Georgis sah kaum anders aus. Er begriff den Vorgang ebenfalls nicht.

Danach wurde es wieder still.

»Da scheint doch etwas zu sein«, sagte Georgis zu mir und deutete dabei auf mein Kreuz. »Was soll das denn?«

»Ein Talisman«, wehrte ich ab.

»Mister, Sie werden uns allmählich unheimlich«, sagte Georgis mit gefährlich sanfter Stimme.

Der Schrei!

Ramon hatte ihn ausgestoßen. Er brüllte wie ein Irrer und deutete auf das Wasser.

Ich lief nicht dorthin, wo er stand, sondern schaute von meiner Seite aufs Meer.

Auch hier geschah das Seltsame. Das Wasser geriet in Bewegung. Es sprudelte, brodelte und kochte. Schaumige Blasen bildeten sich und hatten sich zu einem breiten Teppich ausgefächert. Was unter der Wasseroberfläche passierte, geschah nicht allein in unserer Nähe, sondern nahm einen breiten Raum ein.

Die See kochte!

Da wurden Wellen zu sprudelnden Quellen, die sich immer weiter ausbreiteten und auch unser Boot nicht verschonten. Es wurde ebenfalls von ihnen gepackt.

Ohne uns festzuhalten, konnten wir uns nicht mehr auf den Beinen halten. Ich umklammerte die Reling die beiden Griechen taten es mir nach, während ihre Gesichter immer bleicher wurden.

»Verdammt, Engländer, in was hast du uns da hineingezogen?« schrie mich Ramon an.

Ich gab keine Antwort, denn in diesem Augenblick bekam das Boot einen gewaltigen Schlag der es mit dem Bug zuerst aus dem Wasser hob, so daß es in eine gefährliche Schräglage geriet.

Wir hatten Mühe, uns auf den Beinen zu halten. Georgis schaffte es nicht. Er verlor den Halt, fiel zu Boden und rutschte über die Planken, wo er mit beiden Armen um sich schlug.

Er hatte großes Glück, daß er nicht über Bord geschleudert wurde

und sich so eben noch festhalten konnte.

Im nächsten Augenblick war alles vorbei. Nur noch ein leichtes Nachvibrieren, mehr geschah nicht.

Georgis rappelte sich wieder hoch. Haßerfüllt starrte er mich an.

»Verflucht, das wirst du mir büßen!« zischte er und wurde abermals durch die Schreie seines Freundes abgelenkt, der jetzt mit beiden Händen auf das Wasser deutete und etwas in seiner Heimatsprache schrie, das ich nicht verstand.

Ich rannte zu ihm, hielt ebenfalls Ausschau und spürte, wie mein Herz hart gegen die Rippen schlug.

Was ich da dicht unter der Wasserfläche sah, war unbegreiflich, unwahrscheinlich und atemberaubend.

Zwei seltsame, braungrau schimmernde Hände waren mit den Gelenken fast aneinandergelegt und öffneten sich zu beiden Seiten wie ein großer Kelch. Auf den Handballen schwebte etwas, wurde vom Wasser umspielt, doch der Gegenstand war nicht zu übersehen.

»Das gibt es doch nicht«, hörte ich Georgis stöhnen. Und ob es das gab!

Wir alle drei erkannten einen gewaltigen Würfel...

Suko wanderte wie ein Raubtier in der Wohnung auf und ab. »John hat nichts erreicht, wir haben nichts erreicht. Es ist zum Heulen.«

Shao, seine Partnerin, die es sich in einem Sessel bequem gemacht hatte, winkte ab. Sie sah die Sache gelassener. »Warte doch erst einmal. Du hast schon die Mentalität der Europäer angenommen. Dir kann alles nicht schnell genug gehen.«

Suko blieb stehen und hob beide Arme. »Sicher, es muß schnell gehen. Dämonen lassen sich auch keine Zeit, und ich habe einfach das Gefühl, daß wir vor einer wichtigen Entscheidung stehen.«

Shao drehte den Kopf ein wenig, so daß ihr Gesicht in den Schein der Stehlampe geriet. »Was soll denn passieren?«

»Wenn ich das wüßte.«

»Es hängt aber mit diesem Arkonada zusammen.«

»Ja.« Der Inspektor setzte sich ebenfalls. »So muß es einfach sein, Shao. Der tote Craddock wies die gleichen Anzeichen auf wie Greg, als Arkonada ihn nicht mehr brauchte.«

»Aber in Craddock steckte nicht der Geist des Magiers?«

»Nein.«

»Wissen Myxin und Kara Bescheid?« wollte Shao wissen.

»Ich kann sie nicht erreichen.«

»Die Flammenden Steine...«

Suko lachte. »Die machen ein zu großes Geheimnis darum. Die Steine stehen in England, doch ich weiß nicht wo. Man kann sie gar nicht entdecken, da gibt es irgendeinen magisehen Schutzschirm, den die beiden geschaffen haben, nachdem es Asmodina und der Mordliga fast gelungen wäre, Myxin zu entführen. Ich wäre sowieso dafür, daß das Rätsel um die flaming stones endlich mal gelüftet wird. So kann es einfach nicht weitergehen.«

Als hätte Suko ein Stichwort gegeben, geschah etwas Seltsames inmitten der Wohnung.

Shao und ihr Freund sahen, wie etwas in der Luft entstand. Da bildeten sich plötzlich Konturen. Menschliche Umrisse entstanden, flimmerten und wurden im nächsten Moment fest.

Zwei Personen waren erschienen. Kara und Myxin!

Suko kannte das Spiel. Er erlebte nicht zum erstenmal einen so plötzlichen Auftritt der Verbündeten, doch Shao starrte die beiden klatschnassen Freunde an, als wären sie Wesen von einem fremden Stern.

»Wo kommt ihr denn her?« fragte sie.

Das Gesicht des kleinen Magiers verzog sich zu einem dünnen Grinsen, während Kara ihr Schwert in der Scheide verschwinden ließ. »Wenn ich es genau nehme, sind wir durch die Tür gekommen.«

Shao verzog das Gesicht. »Macht doch keinen Unsinn. Könnt ihr denn Gedanken lesen?«

»Wieso?«

»Wir haben von euch gesprochen«, erwiderte die aparte Chinesin und stemmte sich aus dem Sessel. »Ich hole euch erst mal Handtücher, dann könnt ihr euch abtrocknen.«

Sie verschwand im Bad, während sich Suko den beiden Neuankömmlingen zuwandte. »Was ist nun wirklich geschehen?«

»Es sieht böse aus«, erklärte der kleine Magier. »Verdammt böse, sogar.«

»Arkonada?«

Kara zuckte zusammen. »Wie kommst du darauf?«

»Es gibt Hinweise.«

»In London?«

»Genau.«

Shao kam mit den Handtüchern zurück. Eins bekam Kara, das andere überreichte sie Myxin. »Möchtet ihr etwas zu trinken haben?« fragte sie.

»Nein, danke.« Beide lehnten ab.

»Es gibt schweren Ärger mit den Flammenden Steinen«, erklärte Myxin. »Sie spielen verrückt.«

»Wie vor kurzem?« fragte Suko.

»Noch schlimmer. Kara und ich bekommen die Steine nicht mehr in den Griff. Sie haben sich gegen uns gewandt und produzieren den Todesnebel.«

Shao und Suko schauten sich an. Beiden rann eine Gänsehaut über das Gesicht. »Sag das noch mal!« forderte der Inspektor. Myxin wiederholte.

Suko schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht glauben. Der Nebel wurde bisher nur durch den Würfel des Unheils ausgestoßen.«

»Das hat sich geändert.«

Suko ließ sich in einen Sessel fallen. Er schlug die Hände vor das Gesicht, überlegte, und als er die Arme wieder sinken ließ, flüsterte er:

»Geht ein Stützpunkt verloren?«

»Es sieht so aus.«

»Dabei dachte ich, die Steine wären für Schwarzmagier unantastbar«, murmelte Shao.

Kara fing den Ball auf. »Das nahmen wir bisher auch an. Es stimmt aber nicht.«

»Und John ist nicht da«, sprach Suko mehr zu sich selbst.

»Wo treibt er sich herum?« wollte Myxin wissen.

»Griechenland.«

»Gibt es einen besonderen Grund?«

Der Chinese hob die Schultern. »Vielleicht hängt es sogar mit den flaming stones zusammen. Zumindest hat Arkonada auf irgendeine Art und Weise seine Hände mit im Spiel.«

»Erzähle.«

Suko faßte seinen Bericht ab. Myxin und Kara hörten schweigend zu. Die Schöne aus dem Totenreich zuckte allerdings zusammen, als Suko die Jenseits-Falle erwähnte. Denn dieses schreckliche Abenteuer würde stets in Karas Erinnerung bleiben, weil sie dort eine große Schuld auf sich geladen hatte.

»Das war es«, sagte der Chinese zum Schluß. »Wie ich die Sache sehe, ist die Jenseits-Falle erneut aufgebaut worden. Sie existiert nicht nur im Bermuda-Dreieck sondern auch in Griechenland. Mehr kann ich dazu nicht sagen.«

»Uns kommt es darauf an, den Nebel zu stoppen«, erklärte Kara.

»Allerdings wissen wir nicht, wie.«

»Unsere Hoffnungen lagen bei John Sinclair. Sein Kreuz würde es bestimmt schaffen«, führte Myxin den Gedankengang weiter.

Beide sahen Sukos Nicken und auch sein Schulterzucken. »Ob

Vampiro-del-Mar verrückt spielt?« fragte er.

»Wir waren nicht dabei, als Lady X starb«, sagte Myxin »Wie ist das vor sich gegangen?«

»Marek hat sie gepfählt, der Würfel jedoch wurde von Vampiro-del-mar genommen. Und dieser verfluchte Blutsauger verschwand plötzlich in einer anderen Dimension. Wir konnten ihn weder halten noch greifen. Die Ereignisse überstürzten sich.«[\[3\]](#)

»Dann wird man ihm den Würfel abgenommen haben«, erklärte Myxin.

»Weshalb?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß der Würfel des Unheils etwas für Vampiro-del-mar sein könnte. Dazu fehlt ihm einfach das Format. Er wird ihn verloren haben.«

»An wen?« fragte Suko.

»Zum Beispiel an Arkonada«, erklärte Kara, wobei sie den Inspektor scharf anschaute.

Der Chinese holte tief Luft. Was Kara da gesagt hatte, war nicht so unwahrscheinlich. Zudem traute auch er dem Kaiser der Vampire nicht zu, den Würfel gezielt einzusetzen. Vampiro-del-mar würde wie ein Narr umherirren und das Chaos verbreiten. Arkonada aber, falls er den Würfel tatsächlich besaß, ging anders vor. Gezielt, kalt und brutal. Er setzte ihn so ein, wie er es für richtig hielt.

»Welche Möglichkeiten stehen uns jetzt noch zur Verfügung?« fragte Suko mehr zu sich selbst.

»Wir müßten zurück, um ihn direkt zu bekämpfen«, erwiderte der kleine Magier.

»Zu den Steinen?«

»ja.«

Kara erschrak über diese Antwort. Das bemerkte auch Suko. »Was hast du?«

Kara hob die schmalen Schultern. »Eigentlich nicht viel. Nur eins.

Es ist die Angst.«

Suko verzog sein Gesicht. »Du hast Angst, Kara?«

»Ja, seit ich merkte, daß mir Arkonada überlegen ist. Tut mir leid. Dieses Ereignis war so tiefgreifend, daß ich bis jetzt noch nicht darüber hinweggekommen bin. Ich war sogar drauf und dran, aufzugeben. Myxin hat mich gerettet.«

»Stimmt das?« fragte Suko den kleinen Magier.

Der nickte. »Wir sollten aber keine Zeit verlieren«, fügte er hinzu, »sondern zu den Steinen zurückkehren.« Er schaute Kara an. »Kommst du mit oder bleibst du hier?«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte die Schöne aus dem Totenreich. »Wenn ich Arkonada gegenüberstehe...«

»Noch ist nicht bewiesen, daß er hinter allem steckt«, erklärte Myxin.

»Ich fühle es.«

»Wir brauchen dich aber«, versuchte Suko es. Er wollte Kara umstimmen.

Kara sah zu Boden. Niemand konnte ihr jetzt helfen. Es war allein ihre Entscheidung. Die Freunde schwiegen, sie überließen alles weitere Kara.

Sie machte es sich nicht einfach. Auf ihrer Stirn hatte sich ein Schweißfilm gebildet. Die Schöne aus dem Totenreich wurde hin und her gerissen. Sie öffnete die Fäuste, schloß sie wieder und wischte sich auch den Schweiß ihrer Handflächen ab.

»Wenn ihr mich unbedingt dabeihaben wollt«, flüsterte sie schließlich, »ich bin bereit.«

Suko und Myxin atmeten auf. Erleichterung zeichnete sich auf ihren Gesichtern ab, während Kara das Schwert wieder hervorzog. »Moment noch«, sagte der Inspektor, »ich muß nur meine Waffen holen. In der Wohnung trage ich sie normalerweise nicht.«

»Ich komme mit.« Shao sagte dies. Sie begleitete ihren Partner in

das Schlafzimmer. »Gib auf dich acht«, flüsterte sie, als sie ihre Hände auf seine Schultern legte. »Das kann gefährlich werden, wenn Myxin und Kara schon nicht gegen diese Dämonen ankommen.«

»Keine Sorge, wir packen es.«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Shao. Sie drehte den Kopf zur Seite. Niemand sollte die Tränen sehen...

Es war überwältigend - und schockierend!

Ich starrte auf die Reling und sah die beiden Hände. Zwischen ihnen schimmerte der Würfel.

Ein großer Würfel, größer jedenfalls als der, den ich als den Würfel des Unheils kannte.

Ich atmete tief durch. Die folgenden Sekunden gehörten nur mir allein, da vergaß ich meine Umwelt und schaute auf die Szene, die sich dicht unter der Oberfläche abspielte.

Das Wasser hatte innerhalb eines großen Umkreises eine andere Farbe angenommen. Es war heller und durchsichtiger geworden. Nicht nur die Hände und den Würfel bekam ich zu sehen, es zeichnete sich unter den Gelenken oder direkt dazwischen noch etwas ab. Genau konnte ich es nicht erkennen, es schimmerte allerdings in einer gelbbraunen Farbe, blieb nicht konstant, weil herbeilaufende Wellen es zu einem zittrigen Gebilde machten.

Dieser unbekannte Gegenstand mußte etwas mit den Händen als auch mit dem Würfel zu tun haben.

Die Größe der Hände konnte ich nur schätzen. Jedenfalls waren die Klauen gewaltig. Sie durchzogen das Wasser, und ein Finger besaß die Größe eines Brückenpfeilers.

Damit ließen sich schon Schiffe zerquetschen.

Ich bekam eine trockene Kehle. Zudem war mir klar, daß sich die Hände nicht ohne Grund gezeigt hatten. Sie führten etwas im Schilde, und ich rechnete damit, daß unser Boot angegriffen wurde.

Leider hatte ich mich zu sehr auf das Ereignis konzentriert, und ich achtete nicht darauf, was hinter mir geschah. Die beiden Männer hatte ich einfach vergessen.

Das sollte sich rächen!

Den Schrei und die Schritte hinter mir hörte ich gleichzeitig. Ich fuhr noch herum, duckte mich auch instinktiv, war dennoch nicht schnell genug so daß mich Ramons Faust hart erwischte. Zum Glück nicht am Kopf. Der Hammer traf meine Schulter. Ich wurde wieder gegen die Reling gewuchtet und sah den Fußtritt auf mich zukommen.

Gedankenschnell riß ich den Arm hoch.

Die Sohle klatschte gegen meinen Ellenbogen, schleuderte den Arm zurück und hieb ihn mir ins Gesicht. Ich schüttelte mich, warf mich trotzdem vor und bekam Ramons Beine zu packen.

Der Grieche fluchte. Er hörte auch nicht auf damit, als er rücklings auf die Planken krachte.

Georgis kam nach. Mit einer Waffe. Wo er den Revolver hergeholt hatte, wußte ich nicht, jedenfalls preßte er mir plötzlich die Mündung gegen den Hals, und fiel dabei gleichzeitig auf die Knie.

»So!« flüsterte er. »Du verfluchter Hund. Jetzt werden wir beide einmal miteinander reden.«

Ich wurde steif. Der Mündungsdruck schmerzte. Es ist schon ein verdammt dummes Gefühl, wenn man weiß, daß man sich nur ein Fingerzucken vom Tod entfernt befindet.

»Behalte die Ruhe, Junge«, sagte ich.

»Was hast du damit gemacht?« schrie er, griff mit der freien Hand nach meinem Kreuz und wuchtete es auf die Decksplanken.

»Damit hast du es hergeholt. Wir haben die verfluchten Hände genau gesehen. Wieso konnten sie jetzt kommen? Sag es!«

»Ich habe keine Ahnung!« keuchte ich, weil mir der Schmerz für einen Moment den Atem raubte, denn Georgis hatte mir die Mündung tief ins Fleisch gedrückt.

»Ich glaube dir nicht, Engländer. Ich glaube dir kein Wort. Wenn du nicht redest, bist du eine Leiche!«

Ramon richtete sich auf. Er hielt sich seinen schmerzenden Rücken. »Schieß ihn ab, verdammt. Durchlöchere ihm den Schädel. Der hat uns reingelegt!«

Mir wurde heiß. Die beiden standen dicht vor dem Durchdrehen. Sie hatten die Kontrolle über sich verloren. Angst machte sie unberechenbar. Ramon kroch näher. Er griff dabei hinter sich und holte ein Messer hervor. Die Klinge steckte noch im Heft. Durch einen Knopfdruck schoß sie hervor, und er streckte seinen Arm aus, so daß die Spitze sehr nahe an mein Gesicht geriet.

Im selben Augenblick begann das Boot zu schwanken. Es krängte nach Backbord über und blieb auch in dieser Lage.

Ramon warf einen Blick zurück. Er wollte sehen, was es da gegeben hatte, entdeckte allerdings nichts, so daß er sich mir wieder zuwenden konnte.

Sein warmer Atem traf mein Gesicht. Ich roch den Knoblauchgestank, dann bewegte er seine Hand, und die Messerspitze tanzte vor meinen Augen auf und nieder. »Ich schnitze dir mein Monogramm in die Haut!« versprach er mit drohender Stimme. »Du wirst sehen, wie es ist, wenn ich...«

»Ramon, verdammt!« Georgis stieß die Worte aus. Sie hörten sich nach einer Warnung an, und Ramon verstand.

Er drehte sich um.

Aus diesem Grunde wurde auch mein Sichtfeld freier. Ich konnte die andere Reling sehen und erkannte die beiden Hände mit der grauen Haut, die sich um zwei Längsstreben geklammert hatten.

»Da kommt einer!« haucht Georgis.

Er hatte recht. Es kam jemand. Ein Gesicht erschien zwischen den beiden Händen. Nein, eine Fratze. Zerrissen, mit Beulen und Pusteln überdeckt. Naß das strähnige Haar und die kalten Augen, die kein

Gefühl kannten.

Geöffnet war der Mund.

Weit - weiter ging es gar nicht mehr. Denn jeder sollte die langen, leicht gebogenen, spitzen Vampirzähne sehen, die diese Gestalt so gefährlich machte.

Die beiden Griechen wußten nicht, wer sich da aus den Tiefen des Meeres schälte.

Ich aber kannte ihn.

Vampiro-del-mar!

Ramon und Georgis waren so geschockt, daß sie nichts unternahmen, als die blutsaugende Bestie aus dem Wasser kletterte und sich daranmachte, auch über die Reling zu steigen.

Vampiro-del-mar war nicht nur ein alter Bekannter von mir, auch ein Todfeind. Ich wußte von seiner Blutgier, und so gefährlich und unheimlich wie er aussah, so war er auch innerlich. Ein Wesen ohne Gnade, das einmal zur Mordliga gehört hatte, die allerdings durch die Vernichtung der Lady X nicht mehr existierte. Wie immer trug er alte Lumpen, die naß und zerfetzt an seinem Körper klebten. Er schwang sein rechtes Bein hoch, kletterte über die Reling, und stieß den linken Fuß so hart auf die Planken, daß es über Deck dröhnte.

Georgis fing sich als erster. »Wer ist das?« flüsterte er. »Verdammt, Engländer, was ist das für ein Monstrum? Rede!«

»Ein Vampir!«

Ramon kreischte auf. »Vampire!« schrillte seine Stimme. »Ich werde irre. Es gibt keine Vampire. Es gibt keine...«

»Du siehst ihn doch!«

Wir alle konnten ihn erkennen. Es war die ideale Nacht für ihn. Noch nicht völlig dunkel. Restlicht der vergehenden Dämmerung umfing uns, aber der Mond stand bereits als eine bleich wirkende Halbkugel am Himmel und goß sein Licht auf die Wellen.

Vielleicht konnte ich meine beiden Seeleute jetzt davon überzeugen, daß es besser für sie war, wenn sie mich losließen, denn sie wurden sicherlich nicht mit dem Untier fertig.

»Zieht euch zurück!« flüsterte ich. »Ich werde versuchen, ihn zu erledigen.«

Georgis lachte glucksend. »Das könnte dir so passen, Engländer. Nein, du bleibst vor meiner Mündung. Alles Weitere machen wir, das kann ich dir sagen.« Er nickte Ramon zu. »Los, erledige du ihn. Stich ihn ab!«

»Ein Messer nützt dir nichts!«

»Halt's Maul, Sinclair!«

Die beiden waren nicht zu belehren. Und ich konnte nichts tun, weil mir Georgis eine Waffe gegen den Hals preßte. Himmel, sie rannten in ihr Unglück, und Ramon machte den Anfang.

In seinem Dorf war er sicherlich ein geübter Messerkämpfer. Das bewies er, indem er seine Waffe lässig von einer Hand in die andere warf. Er fing das Messer jeweils sehr geschickt auf, dabei hatte sich sein Gesicht zu einem Grinsen verzogen, und leicht mit dem Oberkörper pendelnd näherte er sich dem unheimlichen Monstrum. Er redete in seiner Heimatsprache. Ich verstand nichts, aber Georgis übersetzte mir den Sinn der Worte.

»Er will ihn aufschlitzen«, erklärte er mir. »Ja, er macht ihn fertig. Ramon ist mit dem Messer der beste...« Dann schwieg er, denn der Kampf zog ihn in seinen Bann.

Vampir gegen Mensch!

Wer würde Sieger bleiben? Ich kannte nur wenige Menschen, denen es gelungen war. Dazu gehörten meine Freunde und ich. Aber wir besaßen auch die entsprechenden Waffen, obwohl wir gegen Vampiro-del-mar bisher auch nicht angekommen waren. Ramon stach zu. Sein Körper spannte sich dabei. Er zuckte nach vorn, den Arm hielt er ausgestreckt, und die Klinge zog einen tiefen Schnitt in

den Leib des Monstrums.

Lachend sprang Ramon zurück hob beide Arme, und sein Lachen erstickte, als er nämlich sah, daß er mit der Klinge nichts erreicht hatte. Vampiro-del-mar besaß nur eine Wunde, aus der kein Blut floß. Wie zum Hohn schüttelte er den Kopf.

Ramons Gesicht verzog sich. »Verdammt!« schrie er. »Der muß doch hin sein! Ich habe ihn voll erwischt. Das kann es nicht geben Warum fällt er nicht? Weshalb sehe ich kein Blut?« Er schüttelte heftig den Kopf und schaute zu uns rüber.

»Mach weiter!« hetzte Georgis. »Los, geh ran! Du schaffst es noch. Du kannst ihn fertigmachen!«

»Er wird es nicht packen!« zischte ich.

»Sei ruhig Sinclair!«

Er würde nicht verstehen, er wollte nicht verstehen. Noch immer drückte die verdammte Mündung so hart in mein Fleisch, daß ich sogar Mühe mit dem Atmen bekam. Den Kopf hielt Georgis so gedreht, daß er die beiden Kämpfer sehen konnte. Er zitterte auch, denn die Waffe in seiner Hand bewegte sich ebenfalls.

Ramon und Vampiro-del-mar belauerten sich. Dabei zuckte der Blick des Blutsaugers einmal zur Seite. Er entdeckte mich, und ich glaubte, für einen Moment es in seinen Augen kurz aufleuchten zu sehen. Das konnte auch eine Täuschung sein, aber Vampiro-del-mar haßte mich. Er haßte mich, wie man nur jemand hassen kann.

Erst wollte er Ramon.

Er war sein Opfer, an dem er seinen Blutdurst stillen konnte. Und der Kaiser der Vampire, wie er sich selbst nannte, hatte Durst. Er wollte es schlürfen, denn der rote Lebenssaft garantierte ihm die weitere Existenz. Ramon wich zurück. Er fühlte sich längst nicht mehr so sicher wie zu Anfang, und als er mit dem Rücken vor die Reling stieß, wäre er fast noch nach hinten gekippt.

Dann kam Vampiro-del-mar. Mit zwei Riesenschritten überwand

der Blutsauger die Distanz zu seinem Gegner, seine überlangen Arme bewegten sich zur Seite und bildeten eine Zange, die zuschnappen und den Gegner fangen sollte.

Ramon kam nicht mehr weg.

Er wuchtete sich in diese Zange hinein und stieß gleichzeitig mit dem Messer zu.

Es verschwand in der breiten Brust des Blutsaugers, und auch von Ramon entdeckten wir nicht viel, denn die bärenstarken Arme des Vampiro-del-mar klappten zusammen.

Die Zange faßte zu!

Ein Gurgeln und Heulen vernahmen wir noch, das schließlich erstickte, als Vampiro-del-mar den Kopf zu fassen bekam und ihn zur Seite bog, damit sich das Fleisch am Hals des Menschen straffte.

»Jetzt trinkt er sein Blut«, flüsterte ich.

Georgis gab keine Antwort. Er starrte nur noch auf die beiden Gestalten, die am Boden lagen, und beide sahen wir, daß der Körper des Griechen noch einmal hochzuckte, wobei sich diese Bewegung auch auf Vampiro-del-mar übertrug. Dann gab es nur noch ihn und sein schreckliches Vorhaben. Wir hörten die Geräusche. Das Saugen, das Schmatzen. Der Vampir war in seinem Element.

Neben mir verlor Georgis die Nerven. Ich kannte einen Vampir in Aktion, mich erschütterte zwar jeder Vorfall noch, aber er machte mich nicht mehr nervlich fertig.

Der Grieche erlebte es zum erstenmal.

Und plötzlich drehte er durch.

Mich vergaß er. Er spritzte in die Höhe, ich fühlte mich von dem Druck befreit, riß mein Kreuz an mich, verlor dadurch etwas Zeit und mußte mit ansehen, wie Georgis quer über das Deck hetzte und auf Vampiro-del-mar zujagte, der ihm seinen ungeschützten Rücken präsentierte. Dann schoß der Mann.

Er stand so unter Spannung, daß er die Kugeln kurzerhand in den

Rücken des Blutsaugers jagte.

Zwei-, dreimal drückte er ab. Sein Arm war ausgestreckt. Vampiro-del-mar erzitterte unter den Einschlägen. Er schluckte alle Kugeln, aber sie brachten ihn nicht um.

Im Gegenteil, er wurde noch wilder. Wie vom Katapult geschleudert, sprang er in die Höhe, kreiselte noch im Sprung herum und fing die vierte Kugel mit seiner breiten Brust auf.

Dabei bekam ich ihn für einen Bruchteil einer Sekunde genau zu sehen. Sein Maul war gerötet. Das Blut rann noch bis zum Kinn, aber er fühlte sich gestärkt.

Georgis stand wie vom Donner gerührt da. Sein Arm sank nach unten, und er hörte wie auch ich den urigen Schrei, den der Unhold ausstieß. Er wollte jetzt das zweite Opfer.

Dagegen jedoch hatte ich etwas.

»Georgis!« brüllte ich. »Aus dem Weg, verdammt!«

Der Grieche reagierte zu spät. Er wollte nicht so recht, ich konnte auch keine Rücksicht nehmen und startete.

Mein Ziel war Vampiro-del-mar.

In diesem Augenblick griffen die gewaltigen unter der Oberfläche lauernnden Hände ein...

Zuletzt nahm Shao noch die Umrisse der drei Personen wahr, dann verschwanden auch sie.

Die Chinesin blieb zurück.

Sehr allein...

Sie ließ sich in den Sessel fallen und wischte über ihre Augen. Aus dem offenen Mund drang ein Schluchzen, sie schluckte tapfer, faltete die Hände und dachte an Suko.

Selten hatte sie eine so große Angst erlebt, denn sie wußte genau, daß die Flammenden Steine immer ein Hort Weißer Magie gewesen waren, und das hatte sich nun geändert.

Konnte da überhaupt noch eine Chance bestehen?

Shao wollte es nicht so recht glauben, sie konnte nur hoffen, daß alles glattging.

Sie dachte daran, daß sie und Suko oft lange Abende über seine Arbeit gesprochen hatten, über die Gefahren, denen Suko ständig ausgesetzt war und die auch Shao nicht verschonten.

Das alles hatte Shao gewußt, bevor Suko sie von Hongkong aus mit nach London nahm. Und sie fand sich damit ab, ohne sich zu beschweren. Innerlich sah es bei ihr anders aus. Da bebte und zitterte sie, und dieser Streß war auf die Dauer schwer zu bewältigen. Auch jetzt fühlte sie sich mit der Angst allein. Sie hätte bei den Conollys anrufen können, aber sie kam sich immer wie ein Eindringling vor, wenn sie zu der Familie ging.

Shao erhob sich und ging in die kleine Küche. Sie wollte eine Tasse Tee kochen und warten.

Sicher waren die anderen schon bei den Flammenden Steinen und stellten sich dem gefährlichen Todesnebel, der alles Organische zerstörte, was von ihm berührt wurde.

Shao kannte sich da gut aus, sie wußte auch, wie klein die Chancen der Freunde waren, und dennoch versuchten sie es. Es gehörte schon mehr als Wagemut dazu.

Wenn sie allerdings geahnt hätte, was den dreien tatsächlich passiert war, wäre Shao noch viel beunruhigter gewesen...

Ich hatte mich vielleicht um eine Schrittlänge bewegt, als das Unheil über mich hereinbrach. Und es kam so plötzlich, daß ich nichts mehr dagegen unternehmen konnte.

Das Schiff bekam einen harten Stoß, der mich von den Beinen riß. Mitten im Sprung wurde ich zur Seite geschleudert, prallte auf das Deck und rollte dem Bug des Bootes zu, wobei ich mich mehrere Male um meine eigene Achse drehte und überschlug.

Ich sah, daß sich auch Georgis nicht mehr halten konnte. Er rutschte ebenfalls über die Planken. Nur Vampiro-del-mar stand seltsamerweise noch auf den Beinen. Er hatte sich an der Reling festgekrallt. Es gelang ihm, die Stöße des Schiffes auszugleichen.

Ich krachte mit dem Rücken gegen die geschlossene Tür des Steuerstands. Vor mir tat sich eine gefährliche Schräge auf. Wenn ich mich nicht festklammern konnte, würde ich langsam aber sicher nach backbord rutschen und über Bord verschwinden.

Da hörte ich das Knirschen.

Es war ein schauriges, häßliches Geräusch, und ich wußte genau, woher es kam.

Die Hand hatte zugegriffen. Sicherlich unklammerten einige Finger bereits den Kiel des Bootes und drückten ihn zusammen. Kaum war der Gedanke in meinem Kopf aufgezuckt, sah ich bereits die Folgen. Die ersten Planken wurden aus dem Verbund gerissen. Sie brachen knirschend und standen plötzlich wie lange Arme in die Höhe. Wasser schäumte über.

Es rann auf mich zu, überspülte mich, und irgendwie machte mich die kalte Berührung munter.

Bisher hatte ich noch auf dem Deck gelegen. Wenn ich nicht zerquetscht werden wollte, wurde es Zeit für mich, daß ich von diesem totgeweihten Kahn wegkam.

Freiwillig ins Wasser!

Wie viele Meilen wir uns von der Küste entfernt befanden, war mir unklar. So lange konnte ich nicht schwimmen, wobei ich im Wasser trotz allem noch größere Chancen sah, als auf diesem verfluchten Schiff zu bleiben.

Auch Vampiro-del-mar klammerte sich nicht mehr fest. Ich hörte sein triumphierendes Brüllen, dann kam er selbst.

Die Hand hatte das Schiff in eine andere Schräglage gebracht. Sie war so geneigt, daß Vampiro-del-mar genau auf mich zurasen konnte.

Das tat er auch.

Plötzlich sackte er in den Knien ein, und dann wuchtete er seinen Körper in meine Richtung. Zwischendurch hörte ich Georgis' Stimme. Er schrie etwas Unverständliches, wobei er eine ebenso große Angst empfinden mußte wie ich.

»Ins Wasser!« brüllte ich. »Springen Sie!«

Dann duckte ich mich, denn Vampiro-del-mar war dicht vor mir aufgetaucht. Ich schaute direkt in sein widerliches Gesicht. Um seinen Mund herum sah ich noch das Blut seines letzten Opfers, aber er kam nicht dazu, sich auf mich zu werfen, überhaupt berührte er mich nicht, denn das Schiff bekam abermals einen Stoß, der es wieder in eine andere Richtung schleuderte.

Mich nahm es mit.

Plötzlich sah ich die Reling dicht vor meinen Augen Bevor ich wieder zurückgeschleudert werden konnte, griff ich zu, bekam sie zu packen und zog mich an ihr hoch. Wie es mir gelang auf sie zu klettern und mich nach vorn zu wuchten, konnte ich nicht sagen, jedenfalls tauchte ich eine Sekunde später in das Wasser des Mittelmeeres ein. Es war noch kalt. Die Sonne hatte noch nicht die volle Kraft des Sommers, und ich konnte nur hoffen, daß mich die riesigen Hände nicht erwischten.

Meine automatischen Schwimmbewegungen brachten mich zuerst in die Tiefe, bevor ich den Körper drehte und wieder der Oberfläche entgegenstach. Dabei schwamm ich vom Schiff weg tauchte auf, drehte den Kopf und sah das Schiff.

Es war grauenhaft.

Die Hand hatte den Kahn voll erwischt. Nicht alle Finger krallten sich um den verbeulten Schiffskörper, drei reichten durchaus, und sie formten aus dem Boot einen Haufen Blech.

Wo steckte Georgis?

Himmel, er hätte doch springen sollen. Wenn es ihm nicht gelungen

war, von Bord zu kommen, würde er es jetzt nicht mehr schaffen. Die drei Finger der Hand ragten aus dem Wasser. Sie drückten das Boot zusammen, als wäre es eine Streichholzschachtel. Einige Gegenstände fielen ins Wasser. Ich mußte achtgeben, nicht getroffen zu werden, schwamm durch das bewegte Wasser weiter weg und bekam mit, wie sich die Finger öffneten und die Trümmer ins Meer schleuderten Zum Glück von mir weg.

Trotzdem erreichten mich die Wellen noch. Sie hoben mich in die Höhe, schoben mich über die Dünung so daß ich mir wie ein Spielball vorkam. Plötzlich spürte ich eine Berührung Hände griffen nach mir. Sie klammerten sich an meiner Kleidung fest, wollten mich in die Tiefe zerren, und ich setzte bereits zu einer Gegenreaktion an, als ich Georgis erkannte.

Sein Gesicht erschien dicht vor dem meinen. Die Augen hatte er weit aufgerissen. Er starrte mich an und brüllte: »Hast du das gesehen, Sinclair? Hast du das gesehen?«

»Ja!«

»Was ist das?«

»Ich weiß es nicht, verflucht!«

»Und diese Bestie hat Ramon umgebracht!«

»So kann man es sehen.«

»Aber was machen wir?«

Die Frage war gut. Der Mann wartete auf eine Antwort. Neben mir schwamm er her, ein von Angst und Panik gezeichneter Mensch, der nicht wußte, wie es weitergehen sollte.

Wußte ich es?

Ich dachte an die gewaltigen Hände. So etwas war unwahrscheinlich, und ich fragte mich, woher sie überhaupt kamen. Stammten sie von dieser Welt oder aus einer anderen Zeit.

»So tun Sie doch was!« schrie Georgis mich an. »Los, wir müssen etwas machen!«

»Und was?«

Da schlug er in seiner wütenden Hilflosigkeit mit der flachen Hand auf die Wellen.

Ich kümmerte mich erst mal nicht um ihn. Georgis konnte momentan froh sein, es geschafft zu haben. Aber wie war es Vampiro-del-mar ergangen? Hatte er sich ebenfalls über Bord hechten können? Er gehörte zu der Sorte von Vampiren, die auch im Wasser existierten. Aus dem Wasser war er damals befreit worden, jetzt war er wieder ins Wasser zurückgekehrt, und er war ohne Führung, denn Lady X existierte nicht mehr.

Das brachte mich wieder zu dem Würfel. Ich hatte ihn dicht unter der Oberfläche gesehen und senkte auch jetzt meinen Blick, um ihn erkennen zu können.

Ich sah ihn nicht.

Dafür jedoch die Hand oder Hände. Sie schimmerten hellgrau und hatten sich ausgebreitet, so daß sie wie ein gewaltiger Teppich wirkten. So weit meine Blicke reichten, sah ich nur diese Hände, die durch das Spiel der Wellen in seltsame Bewegungen gerieten, die allerdings nur optische Täuschungen waren.

Vom Schiff entdeckte ich nur Trümmer. Die meisten Teile waren in der Tiefe verschwunden. Nur Reste schaukelten noch auf der Oberfläche. Vampiro-del-mar hielt sich versteckt. So sehr ich auch schaute, nichts war von ihm zu sehen.

Wieder sprach mich Georgis an. »Ist dir schon was eingefallen, wie wir hier rauskommen?«

»Nein.«

»Bis zu den Inseln schaffen wir es nicht. Das ist zu weit. Wir werden verrecken.«

»Abwarten!«

Er lachte wild. »Ich frage mich, woher du deinen Optimismus nimmst.«

Wasser drang in seinen Mund. Er hustete es aus. »Ich hätte die verfluchte Reise nicht machen sollen. Von Beginn an war ich dagegen, jetzt kommen wir nicht mehr raus, und Ramon ist tot.«

»Nein«, sagte ich, »da schwimmt er.« Ich hatte ihn im gleichen Augenblick entdeckt, als Georgis seinen Kommentar abgab.

»Wo?«

Ramon trieb seitlich heran. Noch befand er sich unter Wasser. Es trug ihn. Er drehte uns den Rücken zu, hatte seine Arme ausgestreckt, nebeneinandergelegt, und auch seine Beine lagen dicht zusammen. Die lange Dünung trieb ihn nicht auf mich, sondern auf seinen Freund zu. Schwimmend drehte sich Georgis. Er streckte seinen Arm aus und bekam Ramon am Hemdkragen zu fassen.

Im gleichen Augenblick bewegte sich der Mann. Sein Kopf stieß aus dem Wasser. Das Bleichgesicht schaute Georgis an, der Mund war aufgerissen, ich sah sogar die klaffende Halswunde und auch die beiden spitzen Vampirzähne. Er wollte Blut!

»Vorsicht!« warnte ich Georgis, der vor Schrecken starr war und dabei vergaß, Wasser zu treten. Sein Pech und sein Glück: Georgis sank und Ramon, der Vampir, griff ins Leere. Er hatte die Haare des Mannes fassen wollen, das gelang ihm nicht mehr, seine Hand klatschte nur auf das Wasser.

Hoffentlich reagierte Georgis jetzt richtig und schwamm aus der Gefahrenzone. Ob er das tat, konnte ich nicht nachvollziehen, denn ich mußte mich um den Vampir kümmern. Als dieser entdeckte, daß er an Georgis nicht mehr herankommen konnte, wandte er sich mir zu. Ich schwamm etwas zurück, drehte mich dabei und kam in eine Rückenlage. Eine gute Position, um an meinen Dolch zu gelangen. Mit ihm konnte ich Vampire erledigen.

Ramon wuchtete sich aus dem Wasser. Seine Arme hielt er ausgestreckt. Er wollte mir die gespreizten Finger in das Gesicht hacken, doch ich kam ihm zuvor, tauchte gedankenschnell unter und

startete meinen Angriff. Das Wasser schob mich wieder hoch. Den rechten Arm hielt ich ausgestreckt, die Finger umklammerten den Dolch, und als Ramon sich drehte, da stieß ich von unten zu.

Ich traf ihn sicher!

Geweihtes Silber gegen die Kräfte eines Vampirs. Eines normalen Vampirs, muß ich sagen, denn er war nicht Vampiro-del-mar, dem so etwas nichts ausmachte.

Ich hörte ihn nicht schreien, sondern sah ihn zappeln. Ein rosafarbener Streifen quoll aus der Wunde und löste sich innerhalb des Wassers auf. Dann war die Sache erledigt. Der Blutsauger starb. An mir vorbei sackte er in die Tiefe. Für einen Augenblick sah ich sein Gesicht aus der Nähe. Durch das Wasser wurde der Ausdruck noch stärker verzerrt. Eine schaurige Maske, die zu einer leblosen Masse erstarrt war.

Ramon verschwand.

Ich ließ den Dolch wieder verschwinden. Soeben tauchte Georgis auf. Der empfundene Schrecken zeichnete seine Züge. Ich beruhigte ihn.

»Es ist vorbei.«

»Mit Ramon?«

»Ja.«

»Was hast du mit ihm gemacht?« schrie er.

»Er war ein Vampir. Ich mußte ihn töten. Er hätte uns immer wieder angegriffen, denn er wollte Blut.«

Georgis schüttelte den Kopf. »Blut!« kreischte er. »Immer nur Blut. Verdammt, weshalb wollte er Blut?«

Ich gab ihm keine Antwort, denn andere, schlimmere Probleme warteten auf uns.

Da waren noch immer die Hände. Und von ihnen sah ich einige Finger. Wie graue Türme schoben sie sich aus dem Wasser. Die dabei entstehenden Wellen degradierten uns zu lebendigen

Spielbällen Sie schleuderten uns hin und her, wir tanzten auf ihnen, unsere Körper wurden durcheinandergewirbelt, einmal prallte Georgis gegen mich, dann klammerte er sich an mir fest und behinderte mich. Gewaltsam mußte ich ihn lösen, schleuderte ihn zurück und merkte im selben Augenblick den Sog.

Unter mir entstand er. Zuerst war es nur ein leichtes Ziehen, ein Wirbel, der sich um meine Füße schlang. Ich ahnte Schlimmes, wollte auch weg es gelang mir leider nicht, denn der Wirbel verstärkte sich innerhalb von Sekunden.

Er zerrte an meinem Körper, riß mich von der Stelle weg und in die Tiefe hinein. Es war grauenvoll.

Die Gefühle, die ich bekam, mußte auch ein Mensch haben, der kurz vor dem Ertrinken steht und feststellt, daß er gegen die Gewalt des Wassers nicht ankommt.

Ich strampelte zwar, doch der Sog war stärker. Es hatte sich sogar ein Trichter gebildet, der mich unter Wasser zog. Eine schreckliche Angst überkam mich. Mit den Armen schlug ich um mich. Es waren verzweifelte und auch nutzlose Bewegungen, während mich der Trichter immer mehr schluckte. Ich befand mich bereits weit unterhalb des Wasserspiegels und sah rechts und links von mir das Wasser wie eine sich drehende wirbelnde Wand.

Auch hörte ich die gellenden Schreie des Griechen. Obwohl ich nichts sah, wurde mir klar, daß ihm das gleiche Schicksal widerfuhr wie mir. Der Trichter schluckte uns.

Tiefer und tiefer ging es.

Zudem wurde es dunkler.

Als ich den Kopf in den Nacken warf, sah ich jetzt hoch über mir die Wellen. Sie schlugen allerdings nicht über dem Trichter zusammen, sondern peitschten über ihn hinweg.

Es war grauenhaft.

Mir half überhaupt nichts. Fremde Kräfte harten die Regie

übernommen und sorgten dafür, daß ich in ihre Falle geriet.

Bisher hatte ich mich dagegen gestemmt. Irgendwann gelangte ich zu der Einsicht, daß dies alles keinen Sinn hatte. Ich mußte den Gesetzen der anderen Kraft gehorchen und mich völlig in ihren Bann begeben. Die Reise nahm kein Ende. Seltsamerweise bekam ich Luft. Ja, ich konnte atmen. Kein Wasser drang in meinen Mund, und das wiederum ließ mich hoffen.

Plötzlich war auch die Wasserwand verschwunden. Etwas anderes entdeckte ich.

Eine gelbbraune Umgebung, irgendwie durchscheinend und sehr verschwommen sah ich auch einen Teil der gewaltigen Hände. In meinem Kopf wurden die Gedanken regelrecht herausgezerrt. Ich spürte nur ein dumpfes Gefühl, das sich immer weiter ausbreitete und mein eigenes Ich wie ein Vorhang überdeckte.

Ein paarmal bekam ich das Gefühl, mich inmitten einer Dimensionsreise zu befinden, bis diese ebenfalls stoppte und ich festen Boden unter den Füßen spürte.

Kein Wasser mehr, sondern klare Luft, die ich einatmete. Wo war ich nur?

Kara, Myxin und Suko fürchteten sich zwar vor dem Todesnebel, doch nicht vor einem Dimensionssprung, denn nichts anderes war ihr Verschwinden.

Sie überwandten die Zeit und damit auch eine gewisse Strecke, für die sie auf normalem Wege vielleicht Stunden gebraucht hätten. Durch den Zeitsprung reduzierte sich dies auf eine kaum meßbare Spanne. Dies alles war ihnen bekannt, und da Kara sich auf das bestimmte, von ihnen anvisierte Ziel konzentriert hatte, mußten sie eigentlich dort landen.

Das geschah nicht!

Sie merkten es zur gleichen Zeit, während sie praktisch durch die

Dimension trieben.

Dabei konnten sie sich gegenseitig erkennen. Zwar nicht so deutlich wie normal, immerhin machte ein jeder die Umrisse und Konturen des anderen aus.

Als wären sie von Wasser umspült, so kamen sie sich vor. Karas lange Haare waren nach oben geweht worden. Die Arme hielt sie schräg. Ihre Hände lagen nicht nur übereinander, sondern auch auf dem Griff des Schwerts.

Myxin ließ sich treiben. Er befand sich in einer Schräglage. Sein Arm an der rechten Seite war ausgestreckt, die Hand lag an Karas Hüfte. So hatten die beiden Kontakt.

Die Blicke der Männer richteten sich dabei auf Kara. Zur gleichen Zeit bemerkten sie, daß sich ihr Gesicht verzerrte. Plötzlich malte sich ein ungeheurer Schrecken darin ab, und die anderen wußten sofort, daß etwas schiefgelaufen war.

Suko wollte nach dem Grund fragen, er schaffte es nicht, auch nur ein Wort hervorzubringen.

Da gab es eine Sperre, die ihn hinderte, aber Myxin nahm gedanklichen Kontakt mit seiner Partnerin auf.

Und er bekam auch Antwort.

Suko hörte sie zwar nicht, sah es jedoch an den Reaktionen des kleinen Magiers, der seinen Kopf schüttelte, ihn anschließend drehte, den Inspektor anschaute und seine Lippen bewegte.

Er tat es so, als würde er zu einem Stummen sprechen, so daß Suko ihm die Worte vom Mund ablesen mußte.

Es fiel ihm schwer, er schüttelte den Kopf, und Myxin wiederholte seine stumme Meldung.

Jetzt verstand Suko.

Wir - werden - abgetrieben...

Wohin? formulierte Suko eine rein geistige Frage.

Ob Myxin sie verstanden hatte oder nicht, wußte er nicht. Der

kleine Magier sagte zwar etwas, hob gleichzeitig aber die Schultern, und Suko mußte sich damit abfinden daß ein anderer die Regie in diesem Spiel übernommen hatte.

Plötzlich wurde die Sicht klarer.

Das geschah so schnell, daß sich keiner der drei darauf eingerichtet hatte.

Sie entdeckten unter sich, zum Greifen nahe, aber dennoch sehr weit entfernt, die Flammenden Steine.

Breit und hoch ragten sie aus den gewaltigen Dunstschwaden hervor, die sie umgaben.

Der Todesnebel war immer noch da!

Und er umwallte die Stätte der Weißen Magie, hielt sie in seinem Besitz, als wollten sie ihn nicht mehr loslassen.

Sie schwebten über den Steinen und damit auch über dem Nebel. Aber sie kamen nicht hin.

Die drei befanden sich in einem Vakuum. Sie konnten die Steine sehen, erkannten sie als ihre Heimat und mußten feststellen daß der Todesnebel sie in seinen Besitz genommen hatte.

Sie sahen noch mehr.

Bisher hielten sich die Schrecken in Grenzen, nun aber bekamen sie den Beweis.

Innerhalb des Nebels schälte sich ein dunkelblauer Schein hervor. Zuerst war er nicht größer als ein Autoreifen, er nahm jedoch von Sekunde zu Sekunde an Fläche zu, wurde fast zu einer blauen Sonne, in deren Mitte ein Gesicht schimmerte.

Eine Fratze, deren Umrisse permanent zerfielen, so daß sie nie gleich aussah.

Ein jeder wußte, wer sich da innerhalb des Steingevierts ausgebreitet hatte.

Arkonada!

Sie glaubten das Lachen zu sehen, denn hören konnten sie es nicht.

Er war ein Triumph, den Arkonada empfand, und den er ihnen zeigte. Ihm gehörten jetzt die Flammenden Steine. Für einen Moment war es ihnen vergönnt, das Bild in sich aufzunehmen. Dann packte sie eine unheimliche Kraft und schleuderte sie davon - hinein ins Nirgendwo... Ich saß in der Hocke, atmete tief durch und schüttelte den Kopf. Dies drückte meine Ratlosigkeit aus, die mich überfallen hatte, denn ich wußte nicht, wo ich mich befand.

Automatisch beschäftigten sich in solchen Situationen meine Gedanken mit der Vergangenheit. Ich dachte darüber nach, was zu dieser Realität geführt hatte, und ich ging die Ereignisse im Geiste noch eianal genau durch.

Nicht nur die unfreiwillige Reise durch den seltsamen Wasserschacht, sondern auch das Geschehen auf dem Schiff.

Vampiro-del-mar hatte gewütet. Das war zuletzt geschehen. Zuvor allerdings hatten wir die großen Hände gesehen, den Würfel und auch den Gegenstand, der sich unter ihm befand.

Er war braun gewesen, zudem hatte er in einem gewissen Gelbton geschimmert, und wenn ich mich umschaute, erkannte ich die gleiche Farbe hier ebenfalls.

Mir kam es vor, als würde ich mich allein inmitten einer gewaltigen Halle befinden.

Vielleicht war es auch ein Tempel oder ein Steindom, so genau konnte ich das nicht sagen.

Zunächst stand ich einmal auf. Ein kurzer Test bewies mir, daß ich körperlich völlig in Ordnung war. Auch meine Waffen hatte ich unterwegs nicht verloren, so konnte ich relativ optimistisch in die Zukunft schauen. Ich hatte im Laufe der Jahre gelernt, die Flinte nicht so schnell ins Korn zu werfen. Wenn ich noch lebte, dann würde ich mich meiner Haut auch zu wehren wissen, falls man mich angriff.

Nur entdeckte ich keine Angreifer. Ich kam mir vor wie ein Verlorener inmitten der kaum auslotbaren Weite eines gewaltigen

Tempels. Der Boden unter mir war fest, wenn auch etwas sandig, und als ich mich drehte, da sah ich die gewaltigen breiten Stufen, die in die Höhe führten. Jede Stufe reichte mir bis fast an die Brust. Es würde nicht einfach sein, sie zu überwinden. Trotzdem mußte ich hin.

Meine Beine zitterten etwas, als ich mich in Bewegung setzte. Und ich erkannte den dunklen Gegenstand, der genau vor der untersten Stufe lag und sie fast berührte.

Es war ein Mensch.

Georgis.

Neben ihm blieb ich stehen. Mein Herz klopfte schneller. Ich hatte plötzlich Angst, daß er nicht mehr am Leben war, denn er gab den Eindruck eines Toten ab.

Rasch beugte ich mich über ihn. Nahm seine Hand, fühlte nach dem Puls und tastete auch über die linke Brustseite, wo sein Herzschlag zu fühlen sein mußte.

Georgis lebte noch.

Puls-und Herzschlag fühlte ich. Nur eine Bewußtlosigkeit hielt ihn umfassen.

Mit der rechten Hand schlug ich leicht gegen seine Wangen und redete gleichzeitig auf ihn ein.

»Wach auf, Georgis! Du mußt aufwachen, du kannst hier nicht liegenbleiben. Bitte...« Meine Stimme hallte unnatürlich laut in diesem seltsamen Gewölbe nach und kam als Echo zurück.

Der junge Grieche rührte sich nicht. Er erinnerte mich an eine Puppe, so steif lag er da.

Ich gab nicht auf und schlug abermals in sein Gesicht. Diesmal etwas härter. Damit hatte ich Erfolg. Seine Augenlider zuckten, instinktiv breitete er die Arme aus und deutete Schwimmbewegungen an, er griff jedoch ins Leere, und als ich seine Gelenke festhielt, da wurden seine Augen groß, obwohl der unverständliche Ausdruck

nicht aus den Pupillen wich.

»Sinclair!« hauchte er.

Ich nickte. »Ja, der bin ich. Du hast mich sofort erkannt.«

Er stöhnte. Seine Mundwinkel zuckten. Als ich merkte, daß er sich aufrichten wollte, ließ ich ihn. Georgis setzte sich hin. Mit dem Rücken lehnte er gegen die hohe Steinstufe, schaute sich so um, wie ich es getan hatte, und fragte: »Wo sind wir hier?«

Ich hob die Schultern. »Das habe ich leider noch nicht herausbekommen, obwohl ich früher aufgewacht bin als du.«

Sein rechter Arm schoß vor. Fünf Finger krallten sich in meinen nassen Hemdstoff. »Verdammt, wir müßten doch ertrunken sein. Ich bin unter Wasser gezogen worden.«

»Von einem Strudel?« fragte ich und löste seine Hand, die schlapp nach unten fiel.

»Ja, genau...«

»Dann ist dir das gleiche passiert wie mir, Georgis. Aber mach dir nichts draus, wir leben, das ist die Hauptsache.«

Er lachte so laut, daß es hallte. »Was für ein Leben? In der Tiefe, wie?«

»Das ist nicht gesagt.«

Georgis schlug sich gegen die Stirn. Ein paarmal klatschte seine flache Hand davor. »Bin ich eigentlich verrückt?« fragte er. »Ich fahre mit dem Boot, da tauchen plötzlich zwei riesige Hände auf, packen das Schiff, zerstören es, ich hatte Kontakt mit einem Monster, werde ins Wasser geschleudert, ertrinke nicht und lande hier auf dem Trockenen. In einer Unterwasserstadt vielleicht?« Er schaute mich dabei fragend an, als wollte er eine Antwort haben.

Die konnte ich ihm leider nicht geben. »Alles, was du gesagt hast, stimmt, mein Junge.«

»Das ist ja wie im Comic.«

»Wieso?«

Er winkte ab. »Ich hab oft genug amerikanische Comics gelesen. Da gab es auch Städte, die unter Wasser liegen und wo sich Menschen aufhielten. So ist das hier.«

»Siehst du Menschen?« fragte ich.

»Nein. Es kann aber noch kommen.«

»Das ist richtig«, bestätigte ich. »Nur mußt du wissen, Georgis, daß die Wirklichkeit die gezeichneten oder erzählten Geschichten oftmals übertrifft. Dies ist leider so. Du hast einen gräßlichen Vampir erlebt. Ihm gelang es, deinem Freund das Blut abzusaugen, so daß dieser selbst zu einem Vampir wurde. Hast du am gestrigen Tage daran geglaubt, daß so etwas passieren könnte oder es überhaupt existiert?«

»Nein«, hauchte er, »nie...«

»Und trotzdem müssen wir uns damit abfinden. Ramon lebt nicht mehr. Du hast gesehen, wie ich ihn getötet habe. Hätte ich das nicht getan, würdest du als Vampir umherirren und immer auf der Suche nach Menschenblut sein, das deine weitere Existenz garantiert. So viel zu dem Phänomen der Vampire. Ich habe es dir bewußt nüchtern beigebracht. Und noch etwas«, fügte ich hinzu, als ich sein erstauntes Gesicht sah.

»Was immer du erleben und sehen wirst, nimm es hin. Nimm es als eine Tatsache hin, als gegeben, als Realität. Du kannst ihr nicht ausweichen, und was wir sehen, ist auch kein Traum.«

Er nickte. »Ja, Sinclair«, flüsterte er, »ich glaube, allmählich verstanden zu haben.«

»Dann ist es gut. Du kannst mich übrigens John nennen«, sagte ich und streckte ihm meine Hand entgegen.

Er nahm sie. Gleichzeitig zog ich ihn in die Höhe. »Wir werden uns jetzt ein wenig umschauen. Schließlich möchte ich wissen, wo wir gelandet sind.«

Er ging auf das Thema gar nicht ein, sondern fragte: »Bist du

wirklich Reporter?«

Ich schenkte ihm reinen Wein ein. »Nein, das bin ich nicht. Du hast einen Polizeibeamten vor dir.«

»Einen Bullen?«

Ich grinste schief. »So bezeichnet man uns leider. Ich mag den Namen nicht. Ich arbeite für Scotland Yard. Allerdings in besonderer Mission. Wenn du willst, kannst du mich als einen Geisterjäger bezeichnen, denn das kommt der Wahrheit so ziemlich nahe.«

»Kann man Geister denn jagen?«

Ich lächelte. »Nicht nur Geister. Zu diesem Gebiet gehören Dämonen, Vampire, Werwölfe, Gespenster. Was du dir vorstellen kannst. Auch Monster wie dieser eine Vampir.«

»Kannst du ihn?«

»Ja, er gehört schon seit einiger Zeit zu meinen speziellen Feinden. Leider ist es mir bisher nicht gelungen, ihn auszuschalten. Vielleicht packen wir es bald.«

Georgis schüttelte den Kopf. »Einen Optimismus hast du, der ist ja schon einmalig«

»Den brauche ich auch«, erwiderte ich und schaute an der hohen Treppenstufe hoch.

»Willst du da hinauf, John?«

Ich nickte. »Wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben.«

»Wie viele Stufen sind es denn?« wollte er wissen.

»Ich habe sie nicht gezählt.«

Georgis schaute skeptisch hoch. »Das kostet Kraft, wenn ich mir das so ansehe.«

»Sicher«, sagte ich, faßte den Rand der ersten Stufe, führte eine Art Klimmzug aus und zog mich in die Höhe. Es war relativ leicht, auf die nächst höher gelegene Stufe zu gelangen, und ich wartete, bis der Grieche mir folgte.

Auch er schaffte es ohne Hilfe.

Schweigend nahmen wir die nächsten Stufen in Angriff. Immer mußten wir klettern, und als wir fünf zurückgelegt hatten, kam es mir vor, als wären sie höher geworden.

Georgis atmete schwer. »Verflixt!« keuchte er und wischte über seine Stirn. »Das geht an die Kondition.«

»Ich dachte, du hättest so viel davon.«

»Wohl nur bei den Mädchen.« Er schaute mich plötzlich starr an und schüttelte den Kopf.

»Was hast du?« fragte ich ihn.

»Mir ist gerade eingefallen, daß ich dich fast erschossen hätte, John.«

»Vergiß es.«

»Nein, nein, das kann ich nicht.« Er senkte seine Stimme. »Mein Gott, ich muß wie von Sinnen gewesen sein.«

»Es waren die Umstände«, erwiderte ich automatisch, während ich hochschaute und dabei versuchte, ein Ziel zu erkennen. Nichts zu sehen. Die hohen Stufen schränkten mein Blickfeld zu sehr ein. Ich wußte nicht, wo wir, wenn wir die Treppe hinter uns gelassen hatten, einmal landen würden.

»Weiter geht's!« forderte ich meinen Partner auf. »Nur nicht aufgeben, das ist es.«

»Hast du wirklich keine Ahnung wo wir sind, John?«

»Nein.«

»Auch keine Vermutung?«

Ich lächelte. »Was nutzt es uns, wenn ich dir meine Vermutungen und Theorien ausbreite. Du würdest sowieso nur durcheinanderkommen. Deshalb wollen wir über dieses Thema nicht erst nachdenken. Komm endlich weiter.«

Wir kletterten wieder. Es fiel uns jetzt schwerer. Zweimal mußte ich Georgis helfen, weil er wieder abgerutscht war.

»Sei vorsichtig«, sagte ich ziemlich barsch. »Wenn du dir ein Bein verstauchst, sieht es böse aus.«

»Ja, ja, ich werde schon achtgeben.«

Gezählt hatte ich die Stufen nicht. Vielleicht waren es zehn oder elf, auf jeden Fall war ich angenehm überrascht, als ich plötzlich eine Plattform vor mir sah.

Wir hatten die letzte Stufe hinter uns gelassen.

Mein Blick glitt nach vorn. Die Augen wurden groß, denn ich sah die Grenze der Plattform.

Es war eine gewaltige Wand. Aus mächtigen Quadern hatte man sie gebaut. Diese Quadrate aus Stein waren nebeneinander und übereinander gelegt worden, und ich vernahm hinter mir die keuchende und flüsternde Stimme des jungen Griechen.

»Was ist das denn?«

Er hatte dasselbe gesehen wie ich. Aber er konnte von mir auch keine Antwort bekommen, denn die Wand vor uns war nicht leer. Etwas zeichnete sich innerhalb der Steine ab.

Es waren dieselben Hände, die ich aus dem Wasser steigen gesehen hatte. Nur diesmal wesentlich kleiner. Noch immer berührten sich fast die Gelenke, und die Hände waren auch geöffnet wie ein Kelch, dessen Wände etwas beschützen und umfassen wollten.

Ich sah den Gegenstand, der zwischen ihnen schwebte. Sehr gut kannte ich ihn und ich hätte ihn für mein Leben gern besessen. Es war der Würfel des Unheils.

Diesmal der echte!

Minutenlang konnte ich mich von dem Bild nicht lösen. Es hatte einfach einen zu großen Eindruck auf mich hinterlassen, denn was sich hier in verkleinerter, normaler Form zeigte, hatte ich bereits in einer überdimensionalen gesehen. Dieser hier war realistisch. Der Würfel schimmerte seltsam hell zwischen den beiden Händen. Er

verschwand fast darin, und ich sah auch die Schlieren, die sich innerhalb der Seiten bewegten und zitterten. Eigentlich durfte es für mich keine große Überraschung sein, den Würfel hier zu sehen, schließlich war es Vampiro-del-mar gelungen, ihn an sich zu reißen. Er schien es aber nicht geschafft zu haben, ihn unter seine Kontrolle zu bekommen, denn auf das Schiff war er ohne Würfel gekommen. Welche Bedeutung hatte diese Konstellation vor mir in der Wand? Das wollte und mußte ich herausfinden, deshalb schritt ich langsam auf die Mauer zu.

Georgis, den ich in den letzten Minuten vergessen hatte, wollte mich zurückhalten.

»Nicht weiter, John!« rief er, »du läufst in dein Unglück«

Ich blieb stehen und drehte mich. Georgis hatte sich leicht vorgebeugt und den rechten Arm ausgestreckt, als wollte er mich festhalten. Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich muß weiter. Wenn wir das Rätsel lösen wollen, darf es keinen Stillstand oder Rückschritt geben. Damit mußt du dich abfinden. Komm her.«

Er zögerte noch. Eine verständliche Reaktion, aber ich wollte mehr wissen, erreichte nach vier Schritten die Wand und blieb dicht vor ihr stehen.

Ein fremder Einfluß strömte mir entgegen. Ich konnte die Magie förmlich fühlen, ertasten, die mich wie ein unsichtbarer Mantel umhüllen wollte. Beide Arme drückte ich vor und hob sie gleichzeitig an. Meine Finger glitten über das Gestein zwischen den beiden Gelenken. Ich mußte mich recken, um den Würfel berühren zu können, und als ich es geschafft hatte, da spürte ich genau, daß er von seinem Material und von seiner Art her von dem eigentlichen Stein abwich.

Er war und fühlte sich nicht so kalt an, schien mit Leben erfüllt zu sein, wobei ich das Gefühl bekam, den echten Würfel in den Händen zu halten. Dies war mir in der Vergangenheit bereits gelungen. Ein

fantastischer Gedanke bildete sich in meinem Hirn. Sollte es möglich sein, den Würfel aus der Wand zu lösen, indem ich mein Kreuz zu Hilfe nahm?

Das wäre eine grandiose Sache gewesen. Ich setzte den Gedanken sofort in die Tat um, brachte das Kreuz nahe an der Würfel heran und erlebte eine Überraschung, denn der Würfel des Unheils zog sich zurück. Er tauchte in die Wand ein, wobei er eine Lücke freigab, ähnlich einer Tür, die ich durchschreiten sollte.

Gleichzeitig hörte ich eine Stimme. Obwohl sie aus der Wand drang, hatte ich das Gefühl, sie würde von allen Seiten auf mich einwirken, und sie dröhnte in meinen Ohren.

»Du hast das Orakel von Atlantis gefunden, John Sinclair. Tritt näher und versuche, dein Schicksal zu lösen. Wenn du es schaffst, wirst du zahlreiche Antworten auf deine Fragen bekommen. Wenn nicht, wird dich das Orakel vernichten...«

Ich war überrascht, denn mit allem hätte ich gerechnet, nur nicht mit dieser seltsamen Einladung.

Sollte ich sie annehmen?

Mir blieb keine andere Wahl. Ich mußte gehen, man zwang mich auf eine gewisse Weise dazu, obwohl Georgis strickt dagegen war, denn wie auch ich starrte er durch die Öffnung in das geheimnisvolle Dunkel dahinter.

»Geh nicht, John!« rief er. »Bleib hier. Man wird dich dort vernichten...«

Aus seiner Sicht war eine verständliche Reaktion. Ich aber wollte mehr wissen. Man hatte mir etwas von einem Orakel von Atlantis gesagt. Ein Orakel ist eine Weissagung, die dem Fragenden Auskunft gibt. Im Altertum existierten mehrere Orakel. Spruchorakel, Zeichen-Orakel, und sie waren besonders bei den Griechen bekannt. Aber auch die alten Ägypter kannten die Orakel und verließen sich des öftern auf ihre Hilfe. Man hat sie nie ganz erforscht, denn die

Umgebung der Orakel war oft sehr düster und unheimlich.

Ich hatte mal gelesen, daß es in Griechenland bei einigen Orakeln regelrechte Irrgänge und Labyrinth gab, in denen der Fragende umherirrte. Man sprach auch von Rauschzuständen, die den Suchenden erfaßten und ihm eine seltsame Welt vorgaukelten.

Das alles war Theorie und nicht richtig erforscht worden. Ich aber stand vor einer solchen Stätte und bekam nun die Chance, Antworten auf meine Fragen zu bekommen.

Diese Gelegenheit mußte ich nutzen.

Vielleicht war es sogar das älteste Orakel, das überhaupt existierte. Ging ich davon aus, daß es tatsächlich aus Atlantis stammte, dann konnte es 10000 Jahre und älter sein.

Eine unwahrscheinliche Zeitspanne.

Und es hatte überlebt.

Der Untergang des Kontinents, den ich ja auch zum Teil miterlebt hatte, konnte ihm nichts tun.

»Lüge!« hallte die Stimme des jungen Griechen. »John, das ist doch alles Lüge!«

»Willst du nicht?« dröhnte mir wieder die andere Stimme entgegen.

»Hast du Angst, Geisterjäger?«

Man kannte sogar meinen Namen. »Nein!« rief ich in die Düsternis hinein, »ich habe keine Angst...«

»Dann komm. Aber beeile dich. Lange ist das Tor nicht mehr geöffnet.«

Georgis zögerte. Auf seinem Gesicht sah ich die Gefühle, die ihn durchtosten. Er wußte wirklich nicht, wie er sich verhalten sollte. Zurück bleiben konnte er auch nicht. Wenn sich das Tor zu dem geheimnisvollen Orakel schloß, würde er für immer verschollen bleiben und vielleicht nie mehr den Weg zurück finden. An meiner Seite besaß er wenigstens noch eine hauchdünne Chance.

Dann nickte er. »Auf deine Verantwortung«, sagte er und setzte sich

wankend in Bewegung.

Ich drehte mich wieder um, weil ich sicher war, daß er nachkam. Ich hatte einen Fehler gemacht. Aber das merkte ich zu spät. Erst als ich den Schrei hörte, wirbelte ich auf der Stelle herum, und meine Augen weiteten sich vor Entsetzen.

Es hatte Georgis erwischt. Ausgerechnet in dem Augenblick, als er sich mit dem geheimnisvollen Eingang auf einer Höhe befand, schloß dieser sich.

Das geschah nicht langsam, sehr schnell wickelte sich dieser grausame Vorgang ab. Innerhalb weniger Herzschläge wuchs die Wand wieder zu, und sie verschlang den Mann.

Er schrie verzweifelt, hatte seine Arme vorgestreckt, die Hände gespreizt und verschwand vor meinen Augen, indem er mit der Mauer eins wurde. Ich überwand mein Entsetzen, jagte auf ihn zu und prallte gegen die Wand aus Stein, wobei ich in Gürtelhöhe eine Berührung spürte, nach unten schaute und das letzte Zucken der aus der Wand ragenden Finger sah, die mich berührten.

Ich zuckte zurück, schaute auf die Hand, die plötzlich bewegungslos wurde.

Nur sie wies darauf hin, welch ein Grauen sich vor meinen Augen abgespielt hatte.

Die Kräfte einer uralten Magie reagierten gnadenlos, wenn man nicht das tat, was sie wollten.

Sie hatten wieder ein Opfer gefunden. Einen jungen Menschen, der in der Wand steckte, von ihr verschlungen worden war und als letztes grausames Indiz seinen Arm hervorgestreckt hielt.

Das ging mir verdammt unter die Haut. Wieder einmal wurde mir demonstriert, wie brutal die Mächte der Finsternis waren, auch wenn sie aus einer Zeit stammten, die weit zurücklag.

Abermals rief mich der geheimnisvolle Sprecher an. »Er hätte nicht länger zögern sollen. Sei froh, daß du nicht gewartet hast, John

Sinclair.«

Ich wurde wütend. »Verdammt noch mal, der Mann hätte leben können. Ihr habt ihn getötet!«

»Was interessieren uns schon Menschenleben«, bekam ich als Antwort.

»Wir spielen mit ihnen, wir manipulieren Menschen, aber das ist zweitrangig. Du, John Sinclair, hast das Orakel betreten. Du sollst es kennenlernen. Das Orakel von Atlantis wartet auf dich. Eine große Aufgabe, die große Prüfung. Vielleicht bekommst du Antwort. Setze alles ein, denn sonst bist du verloren. Das Orakel kann auch töten...«

... Töten... Töten... echote es, während ich mich allmählich umdrehte und nach vorn schaute.

Im ersten Augenblick wollte ich das, was sich meinen Augen bot, als grandios bezeichnen. Ich befand mich weiterhin innerhalb einer gewaltigen Höhle. Sie war monströs, riesig, wobei ich deren Decke nicht einmal ahnen konnte, weil sie irgendwo innerhalb einer geheimnisvollen Zwielficht-Zone verschwand.

Die Dunkelheit war gewichen. Es existierte ein Licht, das an keinem bestimmten Punkt seine Quelle besaß, sondern von überallher kam. Man konnte es schlecht beschreiben. Irgendwie hatte ich das Gefühl, das Licht greifen zu können, so dicht sah es aus, und es erlaubte mir auch eine weite Sicht in diese seltsame Halle.

Wo ich mich eigentlich befand, war mir unklar. Vielleicht unter dem Wasser, vielleicht inmitten des Wassers oder in einer anderen Dimension. Auf jeden Fall hatte ich das Orakel gefunden und schritt heifer in diesen Felsen hinein.

Der Boden unter mir bestand zwar aus einem harten Material, er war jedoch überwachsen. Ich hatte das Gefühl, auf einem Teppich aus Moos zu laufen, so weich und nachgiebig war er an manchen Stellen. Aber nicht überall eben. Wie die Buckel von Kamelen erhoben sich runde Hügel aus der ansonsten glatten Fläche. Ich sah

sie überall, und sie befanden sich auch nahe der gewaltigen, ebenfalls mit Moos bewachsenen Säulen, die eine Decke hielten, die ich selbst nicht sah. Diese Hügel mußten eine Bedeutung haben. Sie allerdings war mir im Augenblick unklar, und ich schritt langsam weiter, wobei ich hin und wieder mit den Händen über eine der abgerundeten Hügelkuppen strich. Der Bewuchs darauf war nicht kalt, kühl oder naß, sondern warm, und er fühlte sich auch irgendwie anschmiegsam an.

Wie das Fell einer Katze.

Je tiefer ich in die Halle hereinschritt, um so dichter wuchsen die Hügel zusammen. Schließlich bildeten sie einen regelrechten Wald, durch den schmale Wege stachen.

Ich nahm den Weg der sich genau vor mir befand.

Natürlich war ich sehr gespannt und aufmerksam. Ich schaute mich des öfteren um, denn auch die Stimme des mir unsichtbar gebliebenen Sprechers hatte mich beunruhigt. Ich hatte leider keine Ahnung wer dieser Sprecher war, die Stimme jedenfalls besaß keinen mir bekannten Klang.

So mußte ich mich darauf verlassen, daß er sich mir vielleicht einmal zeigen würde.

Als ich weitere fünf Schritte gegangen war, entdeckte ich, daß der Weg nicht mehr weiterführte. Vor mir fand er sein Ende. Vor einem Loch ging es nicht mehr weiter. Es war ein Schacht, der weiter in die Tiefe führte. An dessen Rand verhielt ich meinen Schritt und schaute in die Tiefe. Zunächst hatte ich damit gerechnet, in ein bodenloses Dunkel zu starren. Die Annahme erwies sich als Irrtum, denn bei genauerem Hinsehen erkannte ich deutlich die Stufen einer Treppe, die in der Tiefe verschwanden. Es war auch nicht völlig dunkel, denn ich erlebte und sah hier das gleiche Licht, das mich bei meinem Weg bisher begleitet und umfassen hatte.

Sollte der Schacht ein Lockmittel sein? Wollte man, daß ich

hinunterging?

»Wer als Suchender eine Antwort finden will, muß in die Schächte der Weisheit steigen«, hörte ich erneut die hallende Stimme, die mir immer genau den Weg vorschrieb.

Verständlich mein Zögern. Dieser Schacht war unheimlich. Freiwillig ging wohl nur ein Lebensmüder hinunter, ich war es trotz der widrigen Umstände nicht und rief: »Weshalb soll ich hinuntersteigen? Was erwartet mich da unten?«

»Das Orakel wird dir Auskunft geben, Suchender! In dieser Halle stellt man keine Fragen. Erst wenn du den Schacht der Weisheit durchlaufen hast, darfst du es.«

Und wenn ich es nicht tat?

Er schien meine Gedanken erraten zu haben, denn abermals vernahm ich seine Stimme. »Geh lieber. Es ist in deinem Interesse. Du kannst stolz sein, daß du auserwählt wurdest, das Orakel befragen zu dürfen. Wenn du nicht hineingehst, wirst du vernichtet. Du bist von Feinden umgeben. Sie warten auf mein Zeichen, denn sie gehorchen allein mir!«

Von Feinden umgeben!

Das hatte er tatsächlich gesagt. Doch ich hatte niemand gesehen. Nichts war mir aufgefallen. Hatte er mich nicht genarrt? War ich auf seine Worte reingefallen?

Ich drehte mich um.

Hinter mir lag die Halle. Schweigend, trotz des seltsamen Lichts irgendwie düster. Ich spürte die Stille, und über meine Haut rann ein Schauer, der sich verstärkte, als ich plötzlich sah, was sich da vor meinen Augen abspielte.

Bisher hatte ich die seltsamen Hügel nur als tote Gegenstände erlebt. Sie waren zwar von mir registriert worden, weiter über sie nachgedacht hatte ich nicht.

Es war auch nicht nötig gewesen, denn daß sie nicht nur zum Spaß

herumstanden, sah ich jetzt.

Die Hügel bewegten sich!

Das begann an den Seiten. Ein unmerkliches Zittern lief durch die seltsame grüne Schicht, als würden unsichtbare Finger über sie hinwegstreichen.

Und das Zittern pflanzte sich fort. Von unten lief es, lief nach oben und erreicht sehr bald den kleinen Kegel, in dem jeder Hügel endete. In ihrem Innern mußte ein unheimliches Leben stecken, aber was es war, wußte ich nicht.

Niemand blieb verschont. Auf allen bewegte sich die grüne Außenschicht, und plötzlich wurden die Kappen weggesprengt. Eine lautlose Spannung, ich vernahm kein Geräusch. Die Kuppen kippten zur Seite und rutschten außen an den Hügeln entlang, wobei sie auf den Wegen liegenblieben.

Gespannt wartete ich darauf, was noch alles passieren würde. Ich dachte an meine Waffen, die ich bei mir trug. Bis auf den Bumerang hatte ich alles zur Hand, wobei ich auch hoffte, daß die Waffen funktionierten.

Sekunden atemloser Spannung rannen dahin.

Mein eigenes Herz hörte ich sehr laut schlagen. Ich stand wie unter Strom, starrte auf die sich in meiner unmittelbaren Nähe befindenden Hügel und sah plötzlich den Rauch, der aus einigen Öffnungen hervorquoll. Nur dünne, graue Fahnen, die, als sie von dem herrschenden Licht getroffen wurden, einen Stich ins Grüne bekamen. Sie stiegen ziemlich weit in die Höhe, bevor sie zerflatterten. Dies geschah nicht bei allen Hügeln. Etwa die Hälfte von ihnen blieb verschont.

Aber sie besaßen einen Inhalt.

Den bekam ich wenig später präsentiert. Etwa zwei Körperlängen von mir entfernt kroch aus der Hügelöffnung die erste, mit nur dünner und leichenblasser Haut überzogene Hand...

Wer wohnte darin?

Lebende waren es meiner Ansicht nach nicht. Auch keine Toten, sondern ein Mittelding zwischen beiden.

Lebende Tote.

Zombies...

Ich behielt den Hügel im Auge, aus dem sich die Hand schob. Dünn die Haut, die Finger waren gekrümmt, und um den allmählich folgenden Arm hing noch ein zeretztes lappiges Kleidungsstück.

Schulter und Gesicht erschienen gleichzeitig. Ein Gesicht, das noch erhalten war, denn der Mann oder das Wesen, das aus diesem Hügel stieg, mußte eigentlich schon Tausende von Jahren tot sein. Es trug eine Kleidung, wie ich sie von den alten Griechen her kannte. Ein langes Gewand, das bis auf den Boden reichte. Auf dem Kopf einen verblichenen Kranz aus irgendwelchen Gewächsen, und das Gesicht mit der dünnen Haut erinnerte mich an eine starre Totenmaske. Der Anblick war schlimm. Ich zog pfeifend die Luft ein und schüttelte mich.

Als ich das Lachen hörte, konzentrierte ich mich darauf. Sehr schnell verstummte es, und der Unbekannte begann mit einer kurzen Erklärung.

»Es ist fast 3000 Jahre nach eurer Zeitrechnung her, daß dieser Mensch, den du vor dir siehst, das Orakel von Atlantis lösen wollte. Er kam wie du hierher, denn die Zeit war reif, um den Würfel wieder an die Oberfläche des Meeres zu locken. Auch er weigerte sich, in den Schacht zu steigen, er fühlte die gleiche Angst wie du, und er wurde für sein Nichtbefolgen des Befehls bestraft. Er ist tot und lebt trotzdem, denn er wird die Ewigkeit als eine schreckliche Hölle empfinden, bis an das Ende aller Zeiten...«

Es waren keine drohenden Worte, die mir da entgegenschallten, dennoch verfehlten sie ihre Wirkung nicht. Wer sich also weigerte,

dem Orakel von Atlantis gegenüberzutreten, der erlebte die Hölle, die einfach zeitlos war. Man bestrafte ihn so grausam, daß sich mein Gehirn weigerte, dies überhaupt richtig zu erfassen.

»Nicht alle Hügel sind besetzt, Geisterjäger. Zahlreiche von ihnen haben Platz genug. Sie können nicht nur dich aufnehmen, auch andere, die dir vielleicht folgen werden und sich weigern, in den Schacht der Weisheit zu steigen.«

Es war eine Erpressung was man da mit mir versuchte. All right, sollte der Unbekannte es. Ich wollte seinem seltsamen Rat auch folgen, ihm jedoch gleichzeitig beweisen, daß er mit mir nicht machen konnte, was er sich vorgestellt hatte.

Nein, da hatte er sich geschnitten.

Ob ein zehn Jahre alter Zombie oder einer, der 3000 Jahre alt war, mit einer geweihten Silberkugel erledigte ich beide, dessen war ich sicher. Als Antwort hob ich meinen rechten Arm mit der Waffe, zielte kurz und schaute mir den Kopf des Uralt-Zombies genau über die Mündung hinweg an.

Dann schoß ich.

Das Echo des peitschenden Berettaklangs rollte durch die gewaltige Höhle und wurde noch ein paarmal verstärkt, bevor es wieder zu mir zurückkehrte.

Der Zombie aber starb.

Sein Schädel löste sich in einer Wolke aus Staub auf. Mehr blieb nicht davon zurück Und auch der Körper konnte sich nicht mehr halten. Er fiel mir vor die Füße.

»Reicht das?« rief ich und atmete tief durch. Dieser Sieg tat mir gut. Ich hatte mir selbst bewiesen, daß ich doch nicht so hilflos war, wie es den Anschein hatte.

»Wie viele willst du denn noch töten, Geisterjäger? Alle, die hier sind? Das schaffst du nicht. Deshalb gebe ich dir noch einmal den Rat. Steige in den Schacht der Weisheit und schaue dir das Orakel

von Atlantis an. Stelle deine Fragen die Antworten wirst du dann bekommen...«

Diesen Worten folgte ein schauriges Gelächter, das ich am liebsten gestoppt hätte, was mir leider nicht möglich war.

Ich warf noch einen Blick über die anderen Hügel.

Aus allen, die besetzt waren, stiegen sie jetzt hervor. Es waren schlimme Gestalten, Ausgeburten der Hölle, und alle Epochen waren vertreten Vom Altertum bis zur Neuzeit. Diejenigen, die das Orakel finden wollten und die sich schließlich weigerten, den Weg zu gehen, waren in den Hügelkuppen verschwunden.

Was war der Grund?

Ich ließ meine Blicke über die ausgemergelten, widerlichen Gestalten gleiten, die, ohne einen Laut von sich zu geben, aus den Hügelgräbern stiegen und in meine Richtung schauten.

Ich sah nicht weit von mir einen Mann in der Uniform eines Schiffskapitäns. Er schien mir noch nicht lange in einem der Gräber gelegen zu haben, denn er sah nicht so schlimm aus wie die anderen. Konnte er reden?

»He, du!« schrie ich ihn an und deutete dabei mit der Hand in seine Richtung »Verstehst du mich?«

Keine Antwort. Er hob nur den Kopf, das taten die anderen auch. Deshalb sprach ich nicht mehr weiter und ging zurück denn einige waren bereits zu nahe gekommen.

Für mich gab es wirklich nur die eine Möglichkeit. Ich mußte in den sogenannten Schacht der Weisheit klettern.

Vielleicht war alles nur eine raffiniert aufgebaute Falle, die man mir gestellt hatte. Die Pläne schwarzmagischer Wesen waren oftmals nicht gerade und direkt, sie machten immer einen Umweg, um zu ihrem Ziel zu gelangen.

Fassen konnte ich es längst nicht. Was da aus den Hügeln kletterte, war das personifizierte Grauen. Menschen oder menschenähnliche

Wesen, die vor langer Zeit einmal gelebt hatten und nun als Untote oder Zombies zurückkehrten.

Sie waren aus allen Jahrhunderten zusammengekommen. Besonders stach mir ein alter Ritter ins Auge, der sogar noch seine Rüstung trug. Sie war völlig verrostet und hatte einen grünlichen Schimmel angesetzt, der einen Überzug bildete.

Bis auf eine Lanze war er waffenlos. Wie eine Marionette drehte er sich im Kreis, hielt die Lanze waagerecht und holte einige andere Zombies von den Beinen.

Es genügte eine kurze Drehung, um den Schacht zu erreichen. Abermals sah ich eine Treppe. Die Treppen kamen nie aus der Mode. Sie waren auch im Altertum und vorhistorischer Zeit »in« gewesen. Durch diese seltsame Schicht war ich gewarnt. Aus diesem Grunde ging ich auch vorsichtig die Stufen hinab und spürte unter meinen Sohlen wieder das weiche Mooskissen. Zum Glück brauchte ich mich nicht im Finstern vorzutasten. Das seltsame Licht glühte auch in dieser Unterwelt und gab meiner Haut einen geisterhaft fahlen Ton.

Etwas gekrümmt stach die Treppe in die Tiefe. Keine hintereinander folgenden Wendel, sondern eine einzige Krümmung, die mich nach unten brachte.

Im Gegensatz zur Oberwelt, sahen die Wände hier anders aus. Zwar bestanden sie aus Stein, doch die Masse war nicht so festgepreßt. Es gab zahlreiche kleine Zwischenräume, regelrechte Löcher, manche davon groß wie mein Fingernagel.

Ihre Bedeutung war mir unklar. Das allerdings sollte sich schnell ändern. Als ich nämlich stehenblieb, um nach oben zu lauschen, hörte ich von dort zwar keine Geräusche, dafür jedoch ein leises, gefährliches Zischen.

Es drang aus den Wänden.

Haarfein - nur bei äußerster Konzentration zu hören, aber

vorhanden. Dort entwich etwas.

Vielleicht Gas? Aber ich roch nichts, sondern hörte nur ein Zischen. Es entstand überall.

Vor mir, hinter mir, es hüllte mich ein, so daß ich automatisch flacher atmete, denn ich wollte nicht zuviel von dem Zeug in die Lungen bekommen.

Der Schacht der Weisheit, wie er so schön prosaisch genannt worden war, schien mir verdammt gefährlich zu sein. Sollte ich jetzt zurückgehen und mich mit den unheimlichen Gestalten herumschlagen? Das brachte nicht viel. Auch wenn ich sie erledigte, war ich meinem eigentlichen Ziel keinen Schritt näher gekommen. Ich hätte wieder den Weg in die Tiefe gemußt, um von dem Orakel etwas zu erfahren. Also ging ich weiter.

Das Zischen begleitete mich auf dem Weg in die Unterwelt. Ich gewöhnte mich akustisch daran, merkte jedoch keine Wirkung, die sich dann allerdings schlagartig einstellte, wie ein Hammerschlag. Ich wurde zurückgeschleudert und berührte mit dem Rücken die Wand. Nur mühsam konnte ich mich auf den Stufen halten, die, wenn ich nach unten schaute, zu einem schwankenden Meer wurden. Ich sah keine Trennung mehr, sie liefen ineinander über und veränderten sich für mich zu einer schiefen Ebene, über die ich zu schreiten Angst hatte. Ich schüttelte mich, stützte mich mit den Händen an der Wand ab und atmete tief durch. Ja, jetzt konnte ich nicht anders, ich sog auch die verseuchte Luft in die Lungen.

Alles änderte sich. Meine Anspannung und die Gefühle der Angst verfliegen. Der Schacht erinnerte mich nicht mehr an einen solchen. Er kam mir längst nicht gefährlich vor, sondern völlig normal. Wovor sollte ich überhaupt Angst haben?

Ich lachte, als ich mir diese Frage stellte. Das Lachen hallte durch den Schacht und war sicherlich auch oben zu hören, aber dort reagierte niemand.

Ein regelrechter Rausch hielt mich umfaßt. Man konnte ihn auch mit einem Trip vergleichen, auf dem ich mich befand. Noch war er angenehm zu ertragen, doch wie leicht konnte daraus ein regelrechter Horror-Trip werden.

Tief in meinem Gehirnwinkel gelang es mir, letzte klare Gedanken zu fassen. Und die wiesen mich daraufhin, daß es Orakel-Forscher gegeben hatte, die bereits über solche Rauschzustände der Suchenden Berichte veröffentlicht hatten. Man nahm stark an, daß derjenige, der eine Antwort des Orakels haben wollte, in eben diesen unnatürlichen Zustand versetzt wurde, damit er nicht unterscheiden konnte, was nun Wahrheit oder nur Einbildung war.

Beides vermischte sich miteinander zu einer eigenen seltsamen Welt, die er durchlebte.

So erging es auch mir.

Obwohl ich es wußte, empfand ich es nicht als unangenehm. Eine Art Glückszustand überkam mich. Man hatte meinen eigentlichen Willen auf raffinierte Weise ausgeschaltet, mich regelrecht fertiggemacht, und ich begab mich freiwillig in die Hände meiner Gegner. Die Treppe machte mir nichts mehr aus. Sollte sie doch lang sein, was spielte das schon für eine Rolle.

In meinem Zustand der Euphorie würde ich sie immer ohne Schwierigkeiten hinter mir lassen können. Ich hatte ja einen Schutzengel, der über mich wachte.

Und so breitete ich die Arme aus und schritt weiter die Stufen hinab. Die erste, die zweite, die dritte...

Herrlich, ich verfehlte keine. Wie ein Tänzer kam ich mir vor, als ich die Treppe hinter mir ließ. Der Boden war weich, er federte wunderbar, alles war ausgezeichnet, ich brauchte überhaupt keine Angst mehr zu haben. Andere Dinge interessierten mich überhaupt nicht. Was vorher geschehen war, lag so weit zurück, ich dachte überhaupt nicht mehr daran und bewegte mich tänzelnd weiter.

Es war ein wunderbares Gefühl, über die Stufen zu schweben und sie nur hin und wieder zu berühren. So mußte sich Ikarus gefühlt haben, als er seine ersten Flugversuche unternahm, und auch ich glaubte daran, einfach wegfliegen zu können.

Völlig losgelöst glitt ich nach unten und dachte nicht über die Gefahren nach, die dieser Zustand für mich barg.

Ich sah die Realitäten nicht mehr.

Die Welt, in der ich mich befand, hatte keine Feinde mehr. Die blieben zurück in einem anderen Raum, in einer anderen Zeit. Nur das freie, das herrliche Gefühl zählte noch, und das wollte ich auskosten.

Es wurde mir überhaupt nicht bewußt, daß ich das Ende der Treppe erreichte. Auch die letzte Stufe sah ich nicht, mein schwebender Schritt folgte automatisch, und dann befand ich mich dort, wo ich auch das Orakel sehen konnte.

Wenigstens nahm ich das an. So weit konnte ich noch denken, denn das Orakel war das Wichtigste von allem. Etwas anderes ließ ich einfach nicht gelten.

Hineinstoßen in eine Weite, dieses Gefühl überkam mich, ich streckte meine Arme aus, was so wirkte, als wollte ich in der Luft meinen Halt finden.

In meinen Knien befand sich ein weiches, zittriges Gefühl, das mir seltsamerweise nichts ausmachte, und so ließ ich mich einfach weiterräumen in den seltsamen Raum hinein, der sich vor mir öffnete. Auch die Stimme war da. Ich freute mich, als ich sie hörte, wußte ich doch, daß mich mein Schutzengel den Weg über so begleitet und beschützt hatte, und daß mir einfach nichts passieren konnte. Hätte ich mich im Spiegel gesehen, wäre mir sicherlich mein entrückter und gleichzeitig freudiger Ausdruck im Gesicht aufgefallen.

»Ich begrüße dich, Geisterjäger, im Zentrum der Orakel-Pyramide. Wie ich sehe, hast du den Weg wunderbar geschafft. Du warst nicht

so töricht wie die anderen, die sich weigerten, den Schacht des Wissens zu betreten. Schau nach vorn, Geisterjäger, dort wirst du das Orakel sehen, und vielleicht kann es dir Antwort auf deine bohrenden Fragen geben.«

Ich schaute nicht nur nach vorn, ich ging auch vor. Wieder schritt ich mit der schwebenden Leichtigkeit dahin, war abermals begeistert davon und richtete meinen Blick dorthin, wohin es mir mein unbekannte Begleiter geraten hatte.

Farben!

Hell, dunkel, pink. Ein Kaleidoskop wischte an meinen Augen vorbei. Sie waren wie Wellen, erinnerten mich an bunte, tanzende Schlangen, aber sie störten mich, denn ich wollte unbedingt das Orakel sehen. Meine Arme hob ich an. Mit den Händen wollte ich nach ihnen greifen und sie gleichzeitig wegwischen. Es gelang mir nicht. Zwar berührte ich die Farben, aber meine Finger griffen hindurch, sie fanden einfach kein Ziel, und ich schüttelte ärgerlich den Kopf.

»Geh weiter, geh nur weiter!« forderte mich die Stimme auf. »Du brauchst wirklich keine Angst zu haben, Geisterjäger. Das Orakel wartet auf dich...«

Ich wollte fragen, wo es nun war, doch ich bekam kein Wort über meine Lippen. Die Faszination des Augenblickes hielt meinen Mund geschlossen.

Schritt für Schritt setzte ich vor, überwand trennende Distanzen, starrte hinein in das Farbenspiel und sah, daß es blasser wurde. Sie verwischten, das Bunte verschwand allmählich und klärte meine Sicht. Ich lächelte und war beruhigt, daß doch alles so gekommen war, wie man mir gesagt hatte, und ich schaute nach vorn, während ich gleichzeitig stehenblieb.

Seltsam... so seltsam war alles. Ich konnte sehen und dennoch kaum etwas erkennen.

Dabei hatte ich das Gefühl, als hätte jemand links und rechts meines Gesichtes, und zwar in Augenhöhe, Wände aufgebaut, so daß mein Blickfeld begrenzt blieb.

Es war mir nur möglich, geradeaus zu schauen, und dies in einem begrenzten Raum.

Doch ich sah, was ich sehen wollte. Man ließ es mich erkennen, mein Weg sollte nicht umsonst gewesen sein, denn genau vor mir befand sich das Zentrum.

Das Orakel von Atlantis!

Spielte es überhaupt noch eine Rolle, in welcher Zeit, in welchem Raum oder Dimension sie sich bewegten? Nein, für Kara, Myxin und Suko waren diese Dinge allesamt zweitrangig geworden. Eine unfäßbare, aber ungeheuer starke Magie hielt sie umklammert und degradierte sie zu Schachfiguren. Diese Magie machte mit ihnen, was sie wollte, und sie trieb die drei, von fremden Kräften geleitet, immer weiter. Ihr Wille hatte nicht ausgeschaltet werden können, aber es gelang ihnen auch nicht, ihn einzusetzen. Sie konnten nichts tun, ihre Reise war nicht zu steuern, denn ein anderer hatte die Regie übernommen. Längst sahen sie die Flammenden Steine nicht mehr. Es war nur ein kurzer Besuch gewesen, wahrscheinlich wollte der Gegner ihnen zeigen, was er mit diesem Refugium der Magie alles anstellen konnte, und er war darauf erpicht, sie in eine depressive, wehrlose Phase zu halten, denn von allein konnten sie sich nicht befreien.

Sie hatten es versucht. Sowohl Myxin als auch Kara setzten ihre Kräfte ein. Es war ihnen nicht gelungen, das andere zu überwinden. Telepathie, Telekinese, all dies wurde schachmatt durch andere Einflüsse gesetzt, die sich voll entfalten konnten.

Die größere Statistenrolle spielte Suko. Er beherrschte die Gaben der beiden Freunde aus dem alten Atlantis leider nicht, so daß das

auf geistiger Ebene geführte Gespräch an ihm vorbeirieselte. Unterhalten konnten sich dagegen Myxin und Kara auf geistiger Ebene. Durch Worte war es ihnen nicht vergönnt, einen Dialog zu führen, sie mußten auf der mentalen Ebene bleiben.

»Kannst du es versuchen?«

Myxin empfing den schon verzweifelt klingenden Ruf der Schönen aus dem Totenreich. »Nein!«

Diese Antwort reichte Kara. Um ihre Mundwinkel zuckte es. Es war ein Zeichen der Resignation, die sie überfallen hatte, und es kam auch noch etwas anderes hinzu. Die Angst!

Eine schlimme, furchtbare Angst, es diesmal nicht mehr schaffen zu können. Arkonada war zu stark!

Er trieb mit ihnen sein grausames Spiel, hatte zuerst die Steine in seinen Besitz genommen und sorgte nun dafür, daß sein von ihm gesteuertes Grauen weiterging.

Welch ein Dämon! Ein widerlicher, schrecklicher Geist, der aus dem versunkenen Atlantis gekommen war, um Rache zu nehmen Rache an denen, die dem Bösen abgeschworen hatten, an Myxin und Kara, denn er wußte genau, daß sie sich ihm in den Weg stellten wenn er seine finsternen Pläne verwirklichen wollte.

Und sie trieben weiter. Gefangene in Raum und Zeit, manipuliert, gesteuert, vielleicht sich schon in ferner Vergangenheit befindend oder in anderen Welten. Wer konnte das schon sagen, denn sie sahen nichts, bis auf ein düsteres Grau, das hin und wieder von langen geisterhaften Schlieren durchquert wurde und mit dem Todesnebel zu vergleichen war.

»Versuche es mit dem Schwert, Kara«, nahm Myxin einen erneuten Anlauf. »Du mußt es packen.«

»Ich schaffe es nicht.«

»Denk an die Leichenstadt.« Immer wieder erinnerte Myxin seine Partnerin daran, denn dort hatte sie Übermenschliches gegen

Kalifato, einen der Großen Alten, geleistet.

»Das war etwas anderes.«

Da hatte Kara sogar recht. In der Leichenstadt, die zwar in einer fremden Dimension schwebte, hatten sie einen Bezugspunkt besessen. Sie war existent, sie konnten sich darin bewegen, es gab die Gräber der Großen Alten, den Fluß aus Blut, die gefährlichen Spinnen und Skelette. Da hatten sie die Gegner gesehen, hier war es nicht der Fall. Sie trieben durch die Unendlichkeit, ziellos, und sie fragten sich, ob sie jemals überhaupt ein Ziel finden würden oder bis ans Ende aller Tage Gefangene der Dimension blieben.

Oft genug war es ihnen gelungen, Gefühle zu unterdrücken. Sie hatten sie nicht zeigen wollen und manchmal auch nicht können. Je mehr sie sich den Menschen anpaßten, um so stärker wurden auch ihre Gefühle, die sie ebenfalls zum Ausdruck brachten.

Nur Suko blieb still.

Er schwebte und befand sich in einem Zustand, der zwischen Ohnmacht und Wachsein dahinschwankte. Manchmal öffnete er die Augen, bewegte auch seine blaß gewordenen Lippen, doch er brachte keinen Ton hervor.

Und dann geschah doch etwas.

Kara merkte es zuerst.

In ihrem Gesicht zuckte es. Die Augen nahmen einen anderen Glanz an. Die Haut wurde straffer, und ein Beben lief durch ihren Körper, während sie den Mund öffnete.

Auch Myxin konnte plötzlich wieder reden. Nur Suko blieb stumm.

»Was ist?« fragte der kleine Magier.

»Ich spüre etwas. Das andere ist da.«

»Welches?«

»Diese schreckliche Magie läßt nach. Ich merke mein Blut wieder, und ich glaube an einen Ort zu kommen, den ich schon einmal irgendwo gesehen habe.«

»Wer und was ist es?«

Myxin mußte sich gedulden. Kara ließ sich Zeit mit der Antwort, und sie wollte ganz sichergehen. Schließlich wußte sie Bescheid und richtete sich weiter auf.

»Ich habe es geschafft, Myxin. Wir nähern uns Atlantis...«

»Was?«

»Ja, die alten Strömungen. Mein Gehirn nimmt sie auf. Ich spüre die Kraft...«

»Aber dann wären wir wieder Feinde!« Myxin schrie es, weil er sich so etwas nicht vorstellen konnte.

»Warte es ab...«

»Atlantis.« Plötzlich meldete sich Suko. »Was wollen wir in Atlantis? Wir müssen zu Arkonada...«

»Da kommst du vielleicht hin«, brummte Myxin. »Sei um Himmels willen nicht so ungeduldig.«

Er hatte die Wort kaum ausgesprochen, als sich die Umgebung schlagartig veränderte.

Ein gewaltiges Blitzen entstand um sie herum. Es waren grelle Lichtspeere, die sie trafen, einhüllten und den seltsamen grauen Nebel verdrängten.

»Wo können wir hier sein?« fragte Suko.

Kara wollte die Antwort geben, hielt sich aber zurück, da ein plötzlicher Ruck durch ihre Körper lief und ihnen zeigte, daß sie sich am Ziel befanden.

Erst jetzt öffnete Kara den Mund. Flüsternd drangen die Worte daraus hervor. »Ein Spiegel«, sagte sie. »Wir befinden uns in einem Spiegel...«

Ich hatte es geschafft!

Vor mir befand sich das Zentrum, das Orakel von Atlantis, um das sich alles drehte.

Noch war mein Sichtfeld nicht so klar, daß ich es genau sehen konnte, ich ging ein paar Schritte weiter, und wie aus einer diffusen Filmszene kristallisierte sich die ganze Wahrheit allmählich scharf hervor. Eigentlich hätte ich damit rechnen können, ja müssen, trotzdem war ich überrascht.

Das Orakel von Atlantis kannte ich. Es war nichts anderes als der Würfel des Unheils.

Und der, dieser zu manipulierende Quader, wurde von einer Bestie gehalten, die ich vor kurzem erst noch gesehen hatte. Vampiro-del-mar!

Ich stand da, starrte und dachte nach.

Zunächst sah ich den Kaiser der Vampire. Seltsam, denn mein Rausch war plötzlich wie weggeblasen.

Da sich Vampiro-del-mar auf einen Stein gestellt hatte, wirkte er noch größer, als er ohnehin schon war. Sein gewaltiger Körper war noch von den frischen Wunden gezeichnet, die ihm die Messerstiche beigebracht hatten, und ich fragte mich automatisch, wie es ihm gelungen war, in diese Höhle zu gelangen, denn gesehen hatte ich ihn nicht. Folglich mußte es noch einen zweiten Weg geben.

Hinter ihm befand sich eine Steinwand. Sie hatte einen schiefergrauen Ton angenommen und war glatt wie die untere Seite eines Bügeleisens. Ich sah weder Fugen noch Risse, dafür aber ein seltsam bläuliches Licht, das aus der Decke fiel und, bevor es Vampiro-del-mar erreichte, in einen weißen Farbton übergang.

Sein mit Flecken, Geschwüren und Pusteln übersätes Gesicht zeigte keinen Ausdruck Auch die Augen nicht. Gefühllos waren sie auf mich gerichtet, nur die Arme hatte er vorgestreckt, und in seinen offenen Händen lag der Würfel des Unheils.

Wußte er überhaupt, welch einen brisanten Gegenstand er da festhielt? Ich konnte es nicht glauben, und ich war mir auch nicht

sicher, ob die vorherigen Besitzer, Lady X oder Dr. Tod, es gewußt hatten, denn dann hätten sie den Würfel sicherlich anders eingesetzt.

Er war das Orakel, und er würde den Suchenden die Antworten auf zahlreiche Fragen geben.

Fragen hatte ich viele. Nur spielte mein Gedankenapparat noch nicht mit. Ich mußte ihn erst ordnen, was mir äußerst schwerfiel, denn die Nachwirkungen des Rausches steckten noch zu sehr in meinen Adern.

»Am Ziel, Geisterjäger. Du bist am Ziel«, klang wieder die Stimme auf. »Du hast es geschafft, was nur wenige Menschen vor dir fertiggebracht haben. Jetzt bist du an der Reihe. Frage das Orakel.«

»Und Vampiro-del-mar?« rief ich, wobei ich merkte, daß mein Kopf immer klarer wurde.

»Ihm gehört jetzt der Würfel, aber er wird nicht verhindern können, daß er dir Auskunft gibt.«

Ich schaute auf den Kaiser der Vampire. So sicher war ich mir nicht. Aber was sollte es? Zu verlieren hatte ich nichts, ich konnte nur gewinnen.

Ich unternahm einen ersten Test und sprach Vampiro-del-mar direkt an.

»Leg den Würfel weg!« befahl ich.

Zunächst rührte er sich nicht.

Dann nickte er, und zu meiner Verwunderung bückte er sich, um den Würfel vor seine Füße auf den erhöhten Stein zu legen. Das klappte ja gut, und Vampiro-del-mar trat sogar noch zur Seite, damit er meine Sicht auf den Würfel nicht verdeckte.

Mein Gott, wie oft hatte ich über ihn nachgedacht. Über seine Entstehung sein Werden, seine Kraft. Ich wußte nur, daß man ihn manipulieren konnte, daß Pandora ihn gern gehabt hätte, aber nicht bekam und daß seine Entstehung im dunkeln lag. Dies wollte ich ändern. Der Würfel oder das Orakel sollte mir sagen, woher es

stammte.

Die Aufregung konnte ich nicht verbergen. Meine Hände zitterten, die Kehle war ausgedörrt, auf der Zunge spürte ich einen seltsam bitteren Geschmack, dennoch drang die nächste Frage glatt über meine Lippen.

»Woher stammst du, Würfel des Unheils?«

Ich sprach mit ihm wie mit einem Menschen.

Für mich war er das Orakel und kein normaler Gegenstand. Er mußte einen langen Weg hinter sich gehabt haben, denn zum erstenmal hatte ich ihn in Deutschland gesehen, versteckt in einem Berg, und unter ihm hatte das Buch der grausamen Träume gelegen.[\[4\]](#)

Ich bekam eine Antwort. Anders allerdings, als ich es mir gedacht hatte. Weder von Vampiro-del-mar noch von dem Würfel des Unheils, die Wand war es, die auf meine Frage reagierte.

Gewundert hatte ich mich über die schiefergraue Farbe. Das Material konnte ich nicht identifizieren, es mußte jedoch etwas sein, in dem geheimnisvolle Kräfte wohnten, denn die Wand hinter Vampiro-del-mar und dem Würfel begann sich zu verändern.

Zuerst war es nur ein Schimmer, der von links nach rechts gezogen über sie hinweghuschte. Der Schimmer zeigte eine helle Farbe und erinnerte an die des Würfels.

Noch konnte ich nichts erkennen, weil die Wand selbst glatt blieb. Bis sie ihre Struktur änderte und meinen Blicken auch eine gewisse Tiefe bot. Es war trotzdem kein Tunnel, in den ich schaute, sondern nur die Wand, diesmal angefüllt mit plastischen Bildern, und die Antwort auf meine Frage wurde mit einer Sicht in die Vergangenheit erstattet. Die Szenen, die ich zu sehen bekam, konnten nicht in der Gegenwart ablaufen, so waren die Menschen heute nicht angezogen, zudem hatte ich sie selbst gesehen, als mich ein unheimlicher Zauber zurück in die ferne Vergangenheit schleuderte.

Ich schaute hinein nach Atlantis.

In diesem Augenblick vergaß ich meine Umwelt. Ich sah nur das, was vor meinen Augen ablief. Eine weite Landschaft breitete sich aus. Ebenen, Berge, kaum Wälder, dafür düstere Schluchten, Städte und Dörfer.

Große Vögel schwirrten durch die Luft. Nahezu unheimlich waren ihre Schwingen, die sie in einem mir langsam vorkommenden Tempo bewegten und sich so in der Luft hielten. Der Himmel leuchtete in einem dunklen Blau, und in der Ferne besaß er einen rosafarbenen Schimmer, der sich über den Horizont verteilte. Wahrscheinlich fanden dort gewaltige Vulkanausbrüche statt, so daß der Widerschein glühender Lava den Himmel rötete.

Ein beeindruckendes, aber auch unwirkliches Bild, das vor meinen Augen ablief. Es gab keinen Ton, der die Szenerie untermalt hätte, die Reihenfolge der gezeigten Landschaftsmerkmale lief in einer seltsamen Sülle ab.

Und die für mich nicht zu sehende Kamera schwenkte weiter. Sie stand jetzt in der Totalen, schaute hinunter auf die zahlreichen Bergspitzen und glotzte wie ein großes Auge in die engen Schluchten hinein, über deren Grund oft wilde Wasser tobten.

Höhlen sah ich und mußte daran denken, als es mich nach Atlantis verschlagen hatte. Da war ich ebenfalls durch Schluchten und in Höhlen gegangen, wo ich schreckliche Erlebnisse hinter mich gebracht hatte. Als sich das Bild wieder veränderte und nicht in der Totalen blieb, sondern Einzelheiten hervorholte, entdeckte ich eine düstere Ansammlung von Hügeln zwischen einer kargen, nicht bewachsenen Landschaft aus rauhem zerrissenen Vulkangestein.

Und ich hörte zum erstenmal einen Ton.

Es war ein fernes, noch unheimliches Heulen, das mir entgegenschwang. Das Geräusch schien aus Stereo-Lautsprechern zu dringen die mich eingekreist harten, wobei ich nicht wußte, wer es

ausgestoßen hatte. Vielleicht Heerscharen von Geistern und Dämonen, die in irgendwelchen Höhlen hausten. Sie jaulten und schrien, ihre schrecklichen Stimmen vereinigten sich zu einem schaurigen Gesang. Fasziniert schaute ich zu. Ein Höllenspektakel lief vor meinen Augen ab. Schreien, Jammern, Jaulen - die Unterwelt schien ihre Pforten geöffnet zu haben, und ich sah plötzlich die gewaltige Flammenwand, die aus der Erde schoß.

Ein Schlund hatte sich aufgetan, schleuderte Steine und Felsen wuchtig himmelan, gefolgt von der Säule aus Feuer, das so heiß war, um die Steine zu schmelzen.

Als breiter Strom wälzten sie sich durch die enge Schlucht und rannen talwärts.

Die glühende, flüssige Masse fand ihren Weg. Kein Hindernis konnte sie aufhalten. Begleitet wurde sie von einem fauchenden Sturm und dicken Wolken, die, verzerrten Gemälden gleich, über ihr schwebten. Die Welt wurde zum Chaos.

Dämonische Kräfte hatten in den Kreislauf der Natur eingegriffen und ihn sogar unterbrochen. Hier sollte aus dem Alten etwas Neues entstehen, und ich war dabei.

Die unsichtbare Kamera verfolgte den Weg der glühenden Flüssigkeit. Sie brodelte und schäumte weiter durch den engen Canyon einem Ziel entgegen, das ich bisher noch nicht gesehen hatte. Dann gab es auf einmal keine Schlucht mehr. Alles ging so schnell, daß ich davon überrascht wurde, nach unten schaute und meinen Blick dabei wechselte.

Über eine Klippe hinaus schoß die kochende milchige Masse als Wasserfall in einen See hinein, der tief unterhalb des Vorsprungs lag und sie auffing.

Es war ein großer See, er mußte auch kalt sein, denn die Masse, heiß, dampfend und alles verbrennend, kühlte relativ schnell ab und erstarrte. Keine Welle bewegte sich mehr weiter von der

Aufschlagstelle entfernt. Der See blieb glatt und ruhig erstarrt, wie Eis, das seltsame Kristalle erzeugt hatte.

Ich schüttelte den Kopf. Noch begriff ich die Vorgänge nicht, wobei ich jedoch ahnte, daß es jetzt nur noch ein kurzer Schritt bis zur Entstehung des Würfels war.

Ich sollte mich nicht geirrt haben. Zuvor erlebte ich allerdings noch einige Überraschungen.

Um den See herum »wuchsen« gewaltige Felsen Dunkel stachen sie in den düsteren Himmel. Sie sahen aus wie stumme Wächter, aber innerhalb des Gesteins tat sich etwas. Ich vernahm ein gewaltiges Knacken und Knirschen Steinbrocken wurden aus dem Verbund gesprengt. Mit ungeheurer Wucht schleuderte es sie nach vorn Sie fielen hinunter, prallten auf den auf seltsame Weise erstarrten See und rissen dort gewaltige Löcher in die Masse.

Ein Krachen und Bersten erfüllte die Luft. Lange Kristallsplitter wurden in die Höhe geschleudert, fielen wieder nach unten und krachten in den See zurück.

Die Natur erfuhr einen nie gekannten Aufruhr. Kräfte, die nicht zu kontrollieren waren, diktierten das Geschehen. Die Felsen wankten, sie spielten verrückt, auch aus der Tiefe drückten gewaltige Kräfte gegen den erstarrten, seltsamen See. Sie preßten die Masse zusammen Ich hörte das Knirsehen und Bersten, dazwischen ein unheimlich hohl klingendens Pfeifen, als hätte ein nicht sichtbares Monstrum seinen Atem über diesen Kristallsee geblasen.

Dann wallten Wolken hoch. Es waren Staub-und Gesteinswolken, die gegen den Himmel geschleudert wurden und meine Sicht auf dramatische Weise verschlechterten.

Ich ärgerte mich darüber. Bisher hatte ich alles ziemlich gut mitbekommen, nun aber mußte ich zusehen, wie die fremde Macht etwas ohne mich als Zuschauer herstellte.

Und dabei ging dort etwas vor. Hinter dem Schleier tat sich etwas

Entscheidendes. Das spürte ich genau. Die Erregung hielt mich gepackt. Auf der Haut fühlte ich den Schweiß. Er lag auch auf meinem Gesicht, das glänzen mußte wie eine Speckschwarte.

Vom langen Starren begannen mir die Augen zu tränen. Ich wischte darüber hinweg, denn ich wollte um alles in der Welt mitbekommen, was da vor sich ging.

Dampf und Staub vermengten sich miteinander. Und dennoch mußte in diesem wolkigen Wirrwarr irgend etwas passieren, denn geheimnisvolle Schatten huschten hindurch.

Ich hörte ferne Schreie.

Nichts Menschliches mehr hatten sie an sich, aber ihre Existenz bewies mir, daß sich Lebewesen innerhalb des Chaos' aufhalten mußten. Nur hatte ich die bisher nicht gesehen.

Einmal glaubte ich, einen gewaltigen Körper mit langen Beinen zu sehen. Für einen Moment nur schälte er sich aus dem Rauch hervor, und sofort überkam mich eine Erinnerung. Ja, das konnte nur einer gewesen sein.

Kalifato, der Todesbote!

Einer der Großen Alten!

Er war in Wirklichkeit eine übergroße Monsterspinne, und er hatte auch schon in der Urzeit gelebt.

Meine Gedanken blieben nicht auf dem Fleck, sondern gingen direkt weiter. Wenn Kalifato mitmischte, konnte es durchaus sein, daß er nicht allein an den Vorgängen beteiligt war. Ich dachte darüber nach, daß vielleicht auch die übrigen Großen Alten die Chance ergriffen und bei der Herstellung des Würfels mitmischten.

Ich wußte zudem von Gorgos, der das gläserne Grauen brachte. War es nicht möglich, daß er mit seiner Kraft für ein Schmelzen des Gesteins gesorgt hatte?

Große Ideen, weitreichende Vermutungen, die mir jedoch nicht so utopisch vorkamen, wie sie momentan aussahen.

Die Natur tobte.

Sie und die Hölle wurden eins. Krachen und Bersten drangen an meine Ohren, eine gesamte Landschaft wurde zerstört und zerrissen. Andere Dinge entstanden, denn es war ein Prozeß der Umwandlung in Gang gesetzt worden.

Ich traute mich nicht, weiterzugehen. Vielleicht hätte ich mehr erkannt, wenn ich näher an die Wand herangetreten wäre, aber ich hatte auch Furcht.

Und dann klärte sich das Bild.

Allmählich trieben die gewaltigen Staubwolken zur Seite, als würden sie vom Atem des Ungeheuers weggeblasen. Meine Sicht wurde besser, schon konnte ich die Umrisse erkennen und schaute nicht mehr auf die Schlucht, sondern in eine übergroße Pyramide hinein. Mein Atem stockte.

Es war die Pyramide, in der auch ich stand, nur befand sie sich in der Vergangenheit. Ein Ebenbild.

Ich sah den Stein, denn ich konnte durch die Mauern schauen. Dieser Stein befand sich auch in der Realität vor mir, und ich sah dort den Würfel liegen.

Zwei Würfel.

Einmal in der Vergangenheit, einmal in der Gegenwart. Und da wurde mir alles klar. Jetzt wußte ich, wie der Würfel entstanden war. Die Kräfte der Natur hatten den Kristallsee derart zusammengepreßt, daß aus diesen gewaltigen Mengen ein nur kleiner Quader entstanden war.

Der Vergleich mit dem Atomkern fiel mir ein. Wenn man darüber nachdachte, welch eine Kraft in solch einem Kern steckte, daß dort das gesamte naturwissenschaftliche Aufbaubild der Welt vereint war, überkam mich so etwas wie Ehrfurcht.

Auch in dem Würfel steckte die immense Kraft eines gesamten Gebirges, und der Vergleich mit dem Atom war nicht einmal zu weit

hergeholt.

So also war der Würfel des Unheils entstanden. Durch Druck, durch Magie, und ich hörte plötzlich wieder die Stimme des Unbekannten in meinem Rücken.

»Nun, Geisterjäger, hat dich die Antwort des Orakels befriedigt?«

»Ja, fast...«

Da lachte der andere. »Was willst du denn noch alles wissen? Du hast die uralte Vergangenheit präsentiert bekommen und weißt, wie der Würfel geworden ist.«

»Haben die Großen Alten ihn geformt?«

»Ja, das stimmt.«

»Warum habe ich das nicht gesehen?«

Da lachte der Unbekannte wieder. »Was willst du, John Sinclair? Ein kleines Geheimnis muß doch bleiben. Die Großen Alten haben den Würfel aus der Erde des alten Atlantis geschaffen und ihn mit ihrem Geist gefüllt. Diese Erde steckte voller Geheimnisse, und sie sind in dem Würfel festgehalten worden. Er, John Sinclair, birgt das Geheimnis einer längst vergessenen Welt und eines längst vergessenen Kontinents in sich. Der Würfel und Atlantis sind untrennbar miteinander verbunden. Er ist der Schlüssel zu dieser Welt und dieser Zeit. Und er gehorcht dem, der ihn besitzt. Du siehst ihn in der Vergangenheit vor dir. Damals befand er sich in Atlantis, aber er brachte Irrwege hinter sich, bis er schließlich dort landete, wo du ihn zum erstenmal gesehen hast.«

»Bei dem Buch der grausamen Träume, nicht wahr?«

»Ja, du erinnerst sich gut. Das war das vorläufige Ende seiner Reise.«

»Wie ist er dorthin gekommen?«

»John Sinclair«, klang die Stimme ein wenig vorwurfsvoll. »Du darfst nicht alles wissen. Es ginge zu weit, dir von der Irrfahrt des Würfels zu berichten, denn auch sein Hüter hat es nicht geschafft, ihn

immer zu bewachen.«

»Wer war der Hüter?« wollte ich wissen. »Der schwarze Tod?«

»Nein, obwohl er den Würfel auch einmal besessen hat, denn es sind lange, lange Zeiten vergangen. Was du eben erlebt hast, geschah vor dem Untergang von Atlantis. Aber die Großen Alten haben anders gedacht. Sie setzten ihren Hüter ein. Er sollte auf den Würfel achten, damit ihm nichts passierte. Kannst du es dir vorstellen?«

»Nein, da müßte ich raten. Sag du es mir!«

»Schau auf die Wand, denn dort wirst du noch etwas sehen. Der Prozeß ist noch nicht abgeschlossen, Geisterjäger!«

Das Gespräch mit dem Unbekannten hatte mich fasziniert. Ich dachte nicht mehr an meine eigene Lage und auch nicht an die Gefahr, die der wie unbeteiligt dastehende Vampiro-del-mar ausströmte, ich wollte jetzt mehr wissen und konzentrierte mich wieder auf das Geschehen an und in der Wand.

Noch lag der Würfel schlicht und einfach da. Es war kein Wärter zu sehen, aber ich sah in der Ferne einen seltsamen blauen Schein.

Zuerst war er nur ein Punkt, kam aber sehr schnell näher und wurde für mich zu einer blauen Sonne, die in einen nebligen, schimmernden Umkreis gehüllt war.

Blaues Licht.

Dazu eine widerlich anzusehende Fratze, die sich aus dem Zentrum hervorschälte.

Da gab es nur einen, der ein Wächter des Würfels sein konnte. Ich kannte ihn auch, denn er hatte meinen Freunden und mir seine Macht schon drastisch bewiesen: Arkonada!

Kein Geringerer als er war der Hüter des Würfels!

Näher und näher schwebte das blaue Licht mit dem Gesicht, und es hüllte den Würfel sehr bald ein. Arkonada breitete einen Schutzmantel über ihn aus. Er schaute mich aus der Vergangenheit

an.

Zum Greifen nah sah ich dieses schreckliche Gesicht und entdeckte auch das widerliche Grinsen darauf.

Arkonada, der Sieger. Der Dämon, dem selbst die Flammenden Steine nicht widerstehen konnten. Und ich ahnte, daß es zwischen dem Würfel und den flaming slones einen Zusammenhang geben mußte. Es war viel, was ich hier zu sehen bekam. Man weihte mich in einige uralte magische Geheimnisse ein, wobei ich sicher war, daß mir das Ende noch längst nicht bevorstand. Ich würde und wollte noch mehr erfahren.

Plötzlich bebte der Boden!

Nicht der, auf dem ich stand, sondern der Untergrund in der Vergangenheit. In gewaltigen Wellen lief das Zittern heran, kam von allen Seiten und erfaßte den Würfel des Unheils.

Seine Bewegungen wurden hektisch. Es schüttelte ihn durch. Unsichtbare Hände schienen mit ihm zu spielen, und sie stellten ihn sogar auf die Kante.

Ich hatte das Gefühl, daß große Gegenkräfte allmählich angriffen, um die Schwarze Magie zu zerstören.

Aber wer war der Angreifer? Wer traute sich schon, gegen den Würfel des Unheils anzugehen?

Sogar Arkonada wurde nervös. Er hatte den Auftrag bekommen, den Würfel zu schützen. Das Orakel von Atlantis durfte unter seinen Fittichen keinen Schaden erleiden, und kaum, daß es geboren war, schien sein Ende schon nahe zu sein.

Daß es nicht dazu kommen würde, wußte ich. Mich allerdings interessierte, wie der Würfel und Arkonada es schaffen wollten, den Kräften zu entgehen.

Es war raffiniert von den Großen Alten gemacht. Sie hatten den Würfel hergestellt und gleichzeitig mit ihrem Wissen und mit ihrer Magie gefüllt.

Derjenige Unbedarfte, der den Würfel in die Hände bekam, konnte von dessen Kraft nichts ahnen. Er glaubte ihn zu haben, tatsächlich war er es, der ihm gehorchte. Böse Gedanken würde er weitertragen, er ließ sich manipulieren, sowohl zur einen als auch zur anderen Seite. Und da die Großen Alten mit der Schlechtigkeit der folgenden Generation damals schon gerechnet hatten, schien diese Rechnung auch aufzugehen, denn bisher hatte der Würfel nur Unheil gebracht.

Nun war er in Gefahr!

Arkonada, der Hüter, versuchte zu retten, was noch zu retten war. Er löste sich in große Lichtstreifen auf, die einen blauen Wirbel um den Würfel legten und ihn schützen wollten.

Aber er schaffte es wohl nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte. Ich traute meinen Augen nicht, als ich die nächsten Szenen sah. Hinter dem blauen Licht und ebenfalls mit einem bläulichen Schein überzogen, erschienen Gesichter.

Es waren große Gesichter, wesentlich größer als die eines Menschen, und ich kannte sie sehr genau. Ich hatte sie schon gesehen, als mich der Eiserne Engel mitten in der Nacht entführte, durch die Dimensionen transportierte und mich zu seinem Ziel brachte.

In die Schlucht der stummen Götter!

Und diese Gesichter, die ich um den Würfel herum entdeckte, waren mit denen der stummen Götter identisch.

So schloß sich der Kreis!

Die stummen Götter waren die Todfeinde der Großen Alten, allerdings von ihnen in den langen Schlaf versetzt worden. Sie konnten in den großen Kampf nicht mehr eingreifen, waren zu Zuschauern degradiert worden und starrten nun auf den Würfel.

Wollten sie ihn an sich nehmen?

Arkonada, so hatte ich den Eindruck, war von dem Auftauchen der Götter überrascht worden. Er wußte nicht mehr, wie er den Würfel schützen sollte.

Wie ein Irrwisch tanzte er. Das blaue Licht strahlte auf, verblaßte und drang in die Erde ein, wobei es sie mit seinem blauen Schein ausleuchtete. Über dem Würfel schwebte die schreckliche, uralte Fratze Arkonadas. Ich konnte seinen weit geöffneten Mund erkennen. Er kam mir vor, als wäre ein Schrei auf seinen Lippen erfroren. Der Kampf nahm an Spannung zu. Auch ich konnte mich seiner Faszination nicht entziehen, denn die Kräfte des Guten stoppten ihren Angriff nicht. Sie hatten zu oft aufgegeben, diesmal wollten sie als die großen Sieger vom Platz gehen.

Das Donnern und Krachen vernahm ich nur weit entfernt. Es war ein tiefes Grollen, das mir entgegenschwang, aber es erschienen plötzlich gewaltige Hände im oberen Teil des Bildes. Sie hielten etwas fest, das ich im ersten Moment nicht richtig erkennen konnte.

Dann jedoch schlug mein Herz schneller. Die Augen öffneten sich weit, ich holte stockend Luft, denn ich konnte kaum glauben, was ich da erkannte.

Es waren Steine!

Gewaltige hohe Steine, an dicke Lanzen erinnernd, die von den stummen Göttern gehalten wurden. Und nicht nur das. Sie rammten die Steine plötzlich nach unten.

Ich sah nur die schattenhaften Bewegungen, zuckte zurück und riß unwillkürlich die Hände hoch, denn einer der Steine glühte so stark rot auf, daß er mich blendete.

Aufglühen wie kochendes Blut! Dieser Vergleich fiel mir ein, und der Vergleich stimmte, denn ich hatte die Steine in der Gegenwart schon des öfteren erlebt und auch in Aktion gesehen.

Was da von den stummen Göttern geschleudert wurde und tief in den Boden verankert wurde, waren die Flammenden Steine, die für Myxin und Kara einmal so wertvoll werden sollten.

Vier Steine.

Monolithen!

Unheimlich anzusehen. Gewaltige Denkmäler, angefüllt mit einer kaum zu fassenden Magie, rahmten den Würfel des Unheils jetzt ein, der seine gesamte Kraft befreien mußte, um gegen die andere Magie anzukommen.

Hatte ich ihn bisher nur milchig weiß erlebt, so war Arkonada nun in ihn hineingestiegen. Der Würfel des Unheils hatte eine blaue Farbe bekommen, da er nun fest mit Arkonada verwachsen war. Er wehrte sich gegen die Magie der flaming stones.

Fasziniert schaute ich dem Kampf zu. Ich wußte nicht, wer der Sieger bleiben würde, und konnte nur für die Flammenden Steine hoffen. Meiner Ansicht nach mußte ihre Existenz eine der letzten Taten der stummen Götter gewesen sein. Sie hatten sich danach auch zurückgezogen, ich sah ihre Gesichter nicht mehr, nur noch den Würfel und die Steine.

Nein, noch etwas!

Plötzlich schwebte oberhalb dieser seltsamen Leinwand ein weiterer Stein.

Er allerdings sah schmaler aus, war zudem durchsichtig und leuchtete in einem seltsamen, grünen, gläsernen Ton.

Er rutschte nur allmählich nach unten. Ich erkannte seine Grundfläche und seine Seiten, die nach oben hin schräg zuliefen, damit sie sich treffen konnten.

So entstand ein Dreieck. Aber ein räumliches. Und da gab es nur eins, das ich als räumliches Dreieck anerkannte. Die Pyramide!

Und sie war es auch. Die stummen Götter setzten ihre stärkste Waffe ein. Die Pyramide des Wissens.

Sie fiel nach unten. Nichts hielt sie mehr auf. Und beide, Würfel und Pyramide, prallten zusammen...

Ich sah die Szenen auf der Wand, und meine Gedanken beschäftigten sich mit etwas anderem.

Lange lag es zurück Ich sah mich in einem Berg dem Brocken stehen.

Im fernen Germany war es gewesen. Vor mir lag ein Würfel, darin oder darunter ein seltsames Buch. Das Buch der seltsamen Träume.

Und ich erinnerte mich wieder an die Pyramide des Wissens, die mich transportiert hatte, als ich in die Geheimnisse meines Kreuzes eingeweiht wurde.

Hier aber erlebte ich, daß die Pyramide, die Steine und der Würfel in einem ursächlichen Zusammenhang standen, über dessen wahre Verwandtschaft ich weiterhin im unklaren blieb.

Ich konnte erkennen, daß die Pyramide des Wissens den Stein geschluckt hatte. Als dies geschah, vernahm ich die Stimme. Es war nicht die des Unbekannten, der bisher meinen Weg begleitet hatte. An einem Platz, der in der Unendlichkeit, im Nirgendwo lag. In der Schlucht der stummen Götter!

Es sprach genau der zu mir, den der Eiserne Engel als seinen Vater bezeichnet hatte.

»John Sinclair«, so hörte ich, »wir kamen hier zusammen, wo Vergangenheit und Gegenwart sich treffen Im Schnittpunkt der Zeiten sollst du erfahren, welches Geheimnis es um den Würfel und um die Pyramide gibt. Der Würfel ist als Gegenmittel zur Pyramide erschaffen worden. Ihn haben die Großen Alten aus der Taufe geholt. Wir aber setzten die Pyramide dagegen. Wir wollten versuchen, die Kräfte des Würfels zu neutralisieren.

Das Böse, dem er geweiht war, sollte aus ihm gerissen werden, aber wir wußten, wie schwer der Kampf werden würde. Der Würfel besaß die Macht des Schlechten, die Großen Alten hatten ihr Wissen in ihm vereint, wir das unsere in der Pyramide. Schau selbst zu, wie der Kampf endete. Ich werde mich danach noch einmal melden und dir weitere Informationen mitteilen...«

Die Stimme verschwand. Sie verhallte in dem Vakuum zwischen

Raum und Zeit, so daß ich mich auf die Auseinandersetzung zwischen beiden starken Magien konzentrieren konnte.

Geräusche hörte ich nicht. Die Wand war eingetaucht in einen farblichen Wirrwarr aus blau und grün. Würfel gegen Pyramide. Beide erfüllt mit dem Wissen und den Kräften mächtiger Geister.

Ein erstes Opfer wurde Arkonada!

Seinen Schrei hörte ich.

Er war so laut und schrecklich, daß er bis an meine Ohren drang. Der Hüter des Würfels wurde aus ihm herausgeschleudert und raste, eingehüllt in eine blaue Lichtbahn, ins Nichts.

Er hatte schon verloren.

Aber der Würfel hielt.

Und die Steine hielten. Ich sah wieder ihr unheimliches Glühen, das an den unteren Enden begann und sich allmählich weiter in die Höhe schob. Sie gaben nicht auf, stemmten sich den Kräften der Schwarzen Magie entgegen, denn sie wollten ebenfalls, daß der Würfel in ihrem Bereich blieb. Wieder wankte und schwankte er. Ein Sturmwind erfaßte ihn und wirbelte ihn wie ein welkes Blatt zur Seite. Ich zitterte mit ihm, hatte Angst um ihn und glaubte für einen Moment, daß er diesen Kräften nicht gewachsen war.

Aber er bekam Hilfe.

Aus dem Hintergrund, dem Schacht der Zeiten erschien etwas, das auch ich kannte.

Zwei riesige, gewaltige Hände, die selbst in der Lage waren, ein Schiff zu zerstören.

Und sie tauchten in die Wand hinein. Sie krümmten sich zu Klauen, nahmen mein gesamtes Blickfeld ein, und sie griffen plötzlich zu. Die Steine und auch die Pyramide des Wissens konnten die Hände nicht aufhalten. Sie verdeckten alles, wobei ich sie für einen Augenblick sehr druchsichtig sah. Der Würfel verschwand.

Die Pyramide strahlte, die Steine leuchteten, die Hände griffen zu.

Wer würde siegen?

Es waren die Hände, die den Würfel wegrissen und ebenso rasch mit ihm verschwanden, wie sie gekommen waren.

Zurück blieben die Steine und die Pyramide, die jedoch kurz danach in die Höhe gerissen wurden und ebenfalls verschwanden. Hatte er mir nicht versprochen, sich wieder zu melden. Darauf brauchte ich nicht lange zu warten, denn abermals hörte ich die Stimme des Geistes.

»Du hast es gesehen, Geisterjäger. Der Kampf ist unentschieden ausgegangen, denn uns gelang es nicht, den Würfel zu zerstören. Die Gegenmagie war einfach zu groß. Aber wir haben ihm unseren Stempel aufdrücken können. Der Würfel des Unheils war ursprünglich dazu gedacht, nur zu zerstören. Das wird nicht mehr der Fall sein. Wir konnten ihm seine Kräfte zwar nicht nehmen, doch unsere hineintauchen. So ist dieser Würfel ein Zwitter. Das Gute wohnt in ihm wie das Böse, und es kommt auf den Besitzer an, wie er die Waffe benutzt. Wendet er sich der Schwarzen Magie zu, so wird der Würfel ihm dienen. Setzt er ihn jedoch für die Sache des Guten ein, kann sein Träger damit Frieden stiften. Deshalb entbrennt so ein großer Kampf um ihn. Wir wissen, was die Zukunft noch alles bringt, welche Irrwege der Würfel noch vor sich hat, bevor er seinem endgültigen Besitzer zukommen wird.«

»Wer ist es?« schrie ich laut und dachte nicht mehr daran, daß ich nur gedanklichen Kontakt hatte. Ich war einfach zu erregt.

Der andere verstand mich trotzdem. »Du mußt seinen endgültigen Besitzer selbst herausfinden. Auch wir sind nicht allmächtig. Die ferne Zukunft liegt für uns im Nebel der Zeiten. Wir können nur da hineinschauen, was für dich Vergangenheit ist. Deshalb mußt du deinen Kampf fortsetzen. Man hat den stummen Göttern ihre Kraft genommen, daran gibt es nichts zu ändern...«

Man hatte ihnen die Kraft genommen!

Der Satz traf mich schwer. Wieder einmal stand ich vor einer Entscheidung. Nein, es war an sich keine. Mir war nur klargemacht worden, daß ich weiterkämpfen mußte, bis... aber daran wollte ich zu diesem Zeitpunkt nicht denken.

Dennoch hatte ich zahlreiche Fragen. Ich hoffte, daß die Verbindung mit dem stummen Gott noch lange bestehenblieb und formulierte meine nächste Frage wieder gedanklich. »Ich weiß nicht, was die Hände sollen und zu wem sie gehören...«

»Es sind die Klauen des Hemator, einem der Großen Alten. Die Legende sagt, daß sie aus dem Gestein der Unterwelt geformt worden sind und als Zerstörer auftreten. Hemator ist der Zerstörer unter den Großen Alten. Er hat die Kraft, und er wird alles vernichten, was sich ihm in den Weg stellt.«

»Auch mich?«

Die Antwort kam nur zögernd. Sie traf mich trotzdem sehr hart. »Ja, auch dich...«

Ich zuckte zusammen. Wenn dieser stumme Gott tatsächlich recht behalten sollte, dann erlebte ich hier die letzten Minuten meines Lebens. Doch er schwächte ab. »Es gibt auch gegen ihn eine Chance. Hemator und die Pyramide, die du gesehen hast und in der du stehst, hält ihn fest. Solange er von dort nicht befreit wird, ist seine Macht begrenzt. Meine Brüder und ich tun alles, um ihn darin zu lassen, unsere Kräfte bannen ihn, doch hin und wieder sind auch wir zu schwach.«

»Aber ich habe sein Grab in der Leichenstadt gesehen.«

»Hast du das wirklich?«

»Nun, ich...« Gedanklich begann ich zu stottern. Verdammt, ich hatte nicht hinsehen können, weil mein Kreuz damals die Magie des Schlüssels aufgehoben hatte.

»Du siehst also, Geisterjäger, daß dies nicht der Fall ist. Hättest du in das Grab geschaut, hättest du auch die Pyramide erkannt, die

zwischen den Dimensionen in einem gewaltigen Gefängnis ihren Platz gefunden hat und von uns allen gebannt wurde. Sie ist für einen Moment freigekommen, aber sie wird wieder zurückkehren. Wenn du dich nicht beeilst, reißt sie dich mit, und dann können wir nichts dagegen tun.«

»Gibt es wirklich keine Chance?« rief ich verzweifelt.

»Eine winzige Chance besteht noch. Und ich hoffe, daß du sie nutzen kannst. Es ist alles getan worden, damit du eventuell wegstommst. Das, was du hier gesehen hat, ist ferne Vergangenheit. Alles hat sich auf dem großen Kontinent Atlantis abgespielt, dessen Orakel du nun kennst. Und erinnere dich an eins. Als du den Alptraum in Atlantis erlebtest und den Untergang mit ansehen mußtest, da bist du auf eine nahezu wundersame Art und Weise gerettet worden Weißt du noch?«

»Ja, ja«, sagte ich heftig in Gedanken. »Ich erinnere mich. Es war der Spiegel, der mich...«

»Genau, der Spiegel. Er ist deine Chance!«

Ich drehte mich um und hob dabei die Schultern. »Aber wo ist er? Wo kann ich ihn finden?«

»Achte nur auf diese Wand. Sie ist zweierlei. Das Tor zur Vergangenheit und zur Gegenwart. Auf sie und den Spiegel solltest du ein Auge haben. Du wirst es vielleicht erleben, John Sinclair, vielleicht...«

Dieses Wort war auch das letzte, das ich vom Vater des Eisernen Engels vernahm.

Dann verstummte er.

Statt dessen hörte ich wieder das grollende Lachen hinter mir und auch die Stimme. »Hast du alles mitbekommen, Geisterjäger?«

»Ja, das habe ich.«

»Das ist gut, dann weißt du Bescheid.«

»Aber wer bist du?«

»John Sinclair, weshalb stellst du diese Frage? Hast du meinen Namen nicht gehört. Ich bin derjenige, der in der Pyramide eingeschlossen ist.«

»Hemator!« flüsterte ich.

»Genau. Hemator, der Unbesiegbare, der Zerstörer. Zweimal hast du meine Hände gesehen. In diesem Augenblick wird es sich entscheiden, wo ich freikomme. Die Vergangenheit soll ablaufen, sie soll vorbei sein, ich will frei sein und alles daransetzen.«

»Aber du hast den Würfel nicht!«

Er lachte wieder. »Dieser Würfel liegt jetzt in der Pyramide. Arkonada, unser Diener, hat dafür gesorgt. Er wußte, wer ihn besaß. Es war Vampiro-del-mar. Viele Irrwege hat der Würfel zurückgelegt. Er hat Besitzer gehabt, die nicht würdig waren, ihn zu tragen. Wie auch der letzte hier, Vampiro-del-mar. Er ist ein hirnloser Idiot, kann den Würfel nicht einsetzen, und Arkonada hat mir den Weg bereitet. Die Flammenden Steine hätten mir gefährlich werden können, aber die Kraft des Würfels war stärker. Seine Magie ist in die Steine gelangt und hat sie übernommen. Sie gehorchen nicht mehr Myxin und Kara, sondern nur noch uns, wenn ich den Würfel habe. Im Augenblick steht es auf der Kippe. Alles ist bereit. Der Todesnebel hat sich um die Steine gelegt. Ich lauere auf meine Rückkehr, und ich komme, das verspreche ich.«

Seine Worte hätten mich hart getroffen, wenn mir nicht der stumme Gott Mut gemacht hätte.

Es gab eine Chace für mich, und ich wollte nicht länger warten, sondern selbst etwas tun.

Hemator hatte Vampiro-del-mar in eine Falle gelockt, um an den Würfel zu gelangen. Gleichzeitig wollte er auch mich ausschalten und ich begriff allmählich das Spiel. Von allein wäre ich nie in die Agäis gefahren, deshalb hatte man einen Matrosen der Schiffsbesatzung entkommen lassen, um mich auf die Spur zu lenken.

Allmählich wurde mir dieses Spiel klar. Ich durchschaute es, und das war ein gutes Gefühl.

Wie hatte ich noch gedacht?

Die Chance selbst ergreifen!

Ich warf einen Blick auf Vampiro-del-mar. Noch lebte er. Wahrscheinlich würde ihn Hemator auch nicht umbringen, denn der Vampir war selbst ein Schwarzbtlter. Und da hackte eine Krähe der anderen kein Auge aus.

Ich senkte den Kopf. »Gut«, sagte ich. »Das habe ich alles nicht gewußt, ich gebe auf.«

Auch Vampiro-del-mar hatte die Worte gehört, während der Große Alte wieder schallend lachte.

»Es war auch zuviel für dich, Geisterjäger. Ich kann es mir gut vorstellen. Dann...«

Ich ließ ihn nicht mehr ausreden, sondern startete. Wenige Schritte nur hatte ich zurückzulegen, und ich war schnell, verdammt schnell sogar. Bevor Vampiro-del-mar reagieren konnte, erreichte ich den Würfel, riß ihn an mich und kreiselte zu dem Supervampir herum. Jetzt hatte ich die Waffe!

Schrecken und Entsetzen zeichneten die Fratze des Blutsaugers. Damit hatte er nicht gerechnet. Ich stand starr vor ihm, hielt den kostbaren Würfel zwischen meinen Handflächen und dachte daran, daß ich ihn manipulieren konnte.

»Jetzt, du Bestie«, flüsterte ich, »wirst du für deine Taten büßen. Das ist die Stunde der Abrechnung!«

Ich mußte ihm diese Worte einfach sagen, denn ich hatte schon zu lange gewartet. Diese Bestie stand auf meiner Liste. Ihre grausamen Taten waren unbeschreiblich gewesen, wenn er zu Staub zerfiel, dann hatte ich endlich Ruhe.

Und wenn es das letzte war, was ich in meinem Leben tat. Das Supervampir hatte Angst. Er wich zurück. Sein Gang war nicht mehr

normal. Während er den häßlichen Schädel schüttelte, taumelte er nach hinten.

Ich folgte ihm.

Tat er einen Schritt, bewegte auch ich mich, so daß die Distanz zwischen uns immer gleich blieb.

»Keine Chance mehr«, flüsterte ich, »keine Chance.« Zum erstenmal in meinem Leben vertraute ich nicht auf mein Kreuz oder eine andere Waffe des Guten, sondern auf den magischen Würfel des Unheils. Er sollte mir dienbar sein.

Ich nahm gedanklichen Kontakt auf, machte es wie seine zahlreichen Vorbesitzer und programmierte ihn auf die Vernichtung des Vampiro-del-mar.

»Töte ihn«, formulierte ich. »Pfähle diesen verfluchten Blutsauger, der so viel Unheil gebracht hat!«

Genau jetzt mußte es geschehen. In den nächsten Sekunden vielleicht, und ich wartete aufgeregt darauf.

Es geschah - nichts.

Der Würfel des Unheils blieb in seiner passiven Haltung. Bei mir reagierte er nicht...

Kara hatte die Wahrheit erkannt!

Sie befanden sich in einem Spiegel, waren Gefangene dieses Instruments, und dennoch hatte der alte Kontinent Atlantis sie verschlungen. 10.000 Jahre und mehr in die Vergangenheit hatte sie diese Reise zurückgeschafft, sie erlebten ihre Heimat noch einmal und konnten dennoch nicht aktiv werden, denn der Spiegel war wie eine Insel.

Sie saßen in einer Enklave fest, hatten festen Boden unter den Füßen, bewegten sich und konnten dennoch nicht fort. Die Wände des Spiegels waren nicht zu zerstören.

Keiner begriff es so recht, niemand wollte auch darüber

nachdenken, nur Suko sprach es aus.

»Kannst du die Magie des Spiegels aufheben, Kara?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du hast doch dein Schwert...«

»Schon, aber...«

»Ich werde es versuchen«, erklärte Myxin.

»Und wie?«

Der kleine Magier schaute seine Partnerin an. »Ich habe von dem Spiegel gehört, obwohl ich ihn damals nicht benutzen konnte. Vielleicht schaffe ich es mit Hilfe meiner geistigen Kräfte, seine eigenen zu mindern oder aufzuheben.«

»Es wird schwer sein.«

»Wir müssen es versuchen!« zischte Suko.

Der kleine Magier hob die Schultern. Seine Lippen hatte er fest zusammengepreßt. Sie bildeten in seinem Gesicht einen Strich. Dann schüttelte Myxin den Kopf. »Nein«, sagte er, »es hat keinen Sinn. Ich kann diesen Spiegel nicht besiegen. Er läßt sich nicht manipulieren. Ihn lenken ganz andere Kräfte.«

»Welche?«

»Da mußt du John Sinclair fragen, denn es war genau dieser Spiegel, der ihn damals gerettet hat. Als Atlantis versank, wurde der Spiegel durch die Explosion und Detonation frei. John hat ihn benutzt. Er ist durch ihn in seine Zeit zurückgeelangt.«

»Und weshalb stehen wir noch hier?« fragte Suko.

Myxin lächelte. »Weil der Spiegel anderen Gesetzen gehorcht. Er macht, was er will. Ich kann ihn nicht lenken, Kara wird es ebenso ergehen. Wir müssen schon abwarten.«

Suko paßte Myxins Wechsel überhaupt nicht. Er begann mit einer Wanderung und stellte sehr rasch fest, daß er sich auf keinem ebenen Untergrund bewegte. Der Spiegel wies eine nach innen gekehrte Krümmung auf, so wie der innere Boden einer Kugel. Auch waren

seine Wände nicht glatt. Man hatte sie aus zahlreichen Einzelteilen zusammengesetzt, so daß sie ein Mosaikmuster bildeten. Suko gefiel es nicht, daß sich Myxin und Kara so passiv verhielten. Wenn er den kleinen Magier schon nicht überreden konnte, wollte er es bei Kara versuchen.

»Befinden wir uns in der Vergangenheit?« fragte er.

»Ich hoffe es.«

»Dann mach den Versuch. Du mußt mit deinem Vater Kontakt aufnehmen. Vielleicht wirst du...«

»Ja.« Kara nickte. »Vielleicht sehe ich mich selbst. Und vielleicht sieht sich Myxin auch.«

Suko schluckte.

»Daran hatte ich nicht gedacht.« Aber es war möglich. Kara und Myxin hatten beide eine weite Reise hinter sich. Eine Reise, die aus Schlaf, Träumen und Vergessen bestand. Vielleicht kam eines Tages einmal die Erinnerung zurück, und Suko hoffte, daß es schneller vorangehen würde, wenn es ihnen gelang, aus dieser seltsamen Spiegelkugel zu entkommen.

Der Chinese wollte auf keinen Fall aufgeben. Er untersuchte die Wände genau. Teil für Teil strich er mit seinen Fingerkuppen ab. Vielleicht gab es irgendeine Stelle, die er herausbrechen oder lösen konnte, damit der Weg für sie frei wurde.

»Du darfst ihn nicht zerstören«, sprach Kara.

Unwillig drehte sich Suko um. »Das will ich auch nicht. Ich suche nur nach einer Lösung.«

»Die wird uns der Spiegel verraten, wenn er es will«, erwiderte die Schöne aus dem Totenreich.

»Kann es dann nicht zu spät sein?«

Kara hob die Schultern.

»Versuche es wenigstens«, flehte Suko. »Nimm einen Kontakt mit deinem Vater auf. Wenn wir in einer Zeit gelandet sind, wo er noch

lebt, dann könnte er doch etwas für uns tun, so erschreckend und schlimm sich das auch anhört.«

Kara schaute auf ihr Schwert. »Wenn ich den Trank des Vergessens hätte«, murmelte sie.

»Man soll nicht dem immer nachtrauern, was man nicht hat«, erklärte Suko. »Denk an und vertraue auf deine eigenen Kräfte. Du bist nicht machtlos.«

»Hast du nicht selbst erlebt, was mit den Steinen geschehen ist? Waren wir da nicht machtlos?«

»Schon, aber hier sind nicht die Steine. Gib mir dein Schwert!« forderte Suko im nächsten Augenblick.

Kara schaute überrascht. »Was willst du damit?«

»Gib es her!«

»Nein, nur wenn du mir sagst, was du vorhast, Suko. Ich ahne etwas, aber ich lasse es nicht zu, daß du die Kugel zerstörst. Sie ist unsere einzige Sicherheit. Die Kräfte des Guten haben reagiert und uns aufgefangen, wir wollen uns nicht durch eigene Arroganz gegen sie stellen. Das verstehst du doch.«

»Sicher verstehe ich das. Mir ist allerdings auch bewußt, daß man etwas tun muß. Wir können hier nicht ewig und drei Tage in der Kugel ausharren und darauf warten, daß etwas geschieht. Sie befindet sich in der Vergangenheit, und ich will nicht in dieser Zeit für immer und ewig verschollen bleiben.«

»Das ist klar«, antwortete Myxin an Karas Stelle. »Aber du solltest dich zurückhalten. Gegen Kräfte, die 10000 Jahre und älter sind, kommst du nicht an.«

»Aber was sollen wir in der Kugel? Weshalb hat sie uns aufgefangen?«

»Sie wird uns eine Antwort geben!« Kara nickte. Sie war davon überzeugt. »Nichts geschieht hier ohne Grund. Diese Kugel hat John Sinclair damals gerettet und uns auch aufgefangen. Deshalb sollten

wir dankbar sein.«

»Und wer hat sie erschaffen?« wollte Suko wissen.

Da hob Kara die Schultern. »Das kann ich leider nicht sagen, weil ich es nicht weiß.«

»Dein Vater?«

»Er hat mir gegenüber jedenfalls nie von der Kugel gesprochen, was nicht ausschließt, daß er tatsächlich daran mitgearbeitet hat.«

Suko hatte sich zwar wieder einigermaßen beruhigt, trotzdem paßte ihm das alles nicht. Er nahm wieder seine Wanderung auf, schaute gegen die gekrümmten Wände und atmete auch die seltsame klare und reine Luft ein, mit der die Kugel ausgefüllt war.

Das war kein normaler Sauerstoff, wie er ihn von der Erde her kannte. Dieser hier war viel reiner, als wäre er mit Ozon angereichert worden. Plötzlich lief ein Zittern durch die Kugel.

Am Boden fing es an, breitete sich aus und lief durch den gesamten Körper.

Die drei schauten sich an. Ein jeder versuchte, auf den Gesichtern der anderen Antworten auf seine drängenden Fragen zu erkennen, doch alle waren ratlos.

»Haltet euch auf jeden Fall bereit«, sagte Myxin leise. »Vielleicht müssen wir kämpfen!«

Diese Worte fruchteten bei Kara, denn sie zog ihr Schwert aus der Scheide. Ein jeder hörte das dabei entstehende schleifende Geräusch, das Signalwirkung besaß, denn die Körper der drei Freunde nahmen angespannte Haltungen ein.

Langsam drehten sie sich, starrten auf die seltsam gekrümmten Wände, sahen die einzelnen kleinen Stücke, aus denen sie zusammengesetzt waren, entdeckten auch das Flimmern, das vor ihnen über die Kugelwände zitterte.

Es tat sich etwas...

Bisher hatten sich die drei Freunde von allen Seiten, wenn auch

grotesk verzerrt, sehen können. Die kleinen Spiegelstücke warfen ihre Gestalten unzählige Male zurück Mal lang mal breit, dünn oder dick Kinder hätten sicherlich darüber gelacht, Suko, Kara und Myxin war nicht danach zumute.

»Das ist unwahrscheinlich«, flüsterte der Chinese plötzlich. »Man kann ja hindurchschauen...«

In der Tat gelang ihnen dies. Ihre Blicke richteten sich gegen die Spiegelwände und gleichzeitig nach draußen.

Allmählich schälte sich eine Umgebung hervor. Keiner von ihnen wollte eigentlich glauben, was er da geboten bekam, weil alles unfaßbar und auch unwahrscheinlich war.

Sie befanden sich dort, wo sie eigentlich hergekommen waren. Zwischen den Flammenden Steinen!

Die Umgebung allerdings hatte sich verändert. Der Todesnebel existierte nicht, auch leuchteten die Steine seltsam rot, als wären sie aktiviert worden.

»Verstehst du das?« fragte Suko den kleinen Magier.

Von ihm bekam er keine Antwort, sondern von Kara. »Wir sind bei den Steinen, Freunde, aber nicht in der Gegenwart, sondern in der tiefsten Vergangenheit, als sie in Atlantis zum Leben erweckt wurden...«

Nach diesen Worten sagte niemand etwas. Ein nahezu ehrfürchtiges Schweigen hüllte die drei ein.

Bis Suko plötzlich aufschrie. »Verflixt, da ist John Sinclair!«

Der Würfel hatte versagt!

Mit dieser Tatsache mußte ich fertig werden, und innerhalb von Sekunden wurde mir dies bewußt.

Er ließ sich von mir nicht manipulieren. Für mich war er nur mehr ein wertloser Gegenstand.

Was war der Grund? Ich erfuhr ihn sehr bald, denn abermals

meldete sich der Vater des Eisernen Engels. Nur klang seine Stimme sehr schwach und leise, er schien große Mühe zu haben, die Verbindung überhaupt aufrechtzuerhalten.

»Du hast den Würfel nicht verstanden, Geisterjäger«, hörte ich die Stimme. »Er läßt sich zwar manipulieren, aber es kommt immer auf den Träger an. Ein Sohn des Lichts kann den Würfel des Unheils nicht in die verkehrte Richtung lenken. Er wird dem Guten dienen, aber nicht zerstören oder töten. Du kannst es ihm befehlen, immer wieder und wieder, er wird seine Kraft nicht gegen deine und auch seine eigentliche Überzeugung einsetzen. Somit ist er für dich in diesen Minuten wertlos, das mußt du begreifen...«

Das letzte Wort echote noch nach, bevor es verstummte und ich allein mit meinen Gedanken war.

So einfach wollte man es mir nicht machen. Es wäre auch zu schön gewesen, und ich schüttelte meinen Kopf, als wäre ich aus einem tiefen langen Traum erwacht.

Dann hob ich den Blick.

Vampiro-del-mar und ich starrten uns an. Stumm standen wir uns gegenüber, umflort von diesem seltsamen Licht, das alle Konturen weich machte und dennoch scharf hervortreten ließ. Ein seltsames Phänomen. Ich hatte den Würfel, schaute ihn an, doch nichts rührte sich in seinem Innern. Er vollzog meine Gedanken nicht nach und tat nicht das, was ich von ihm wollte.

Vampiro-del-mar war kein Schnelldenker. Er war eine Bestie, ein Tier, aber er hatte gemerkt, daß er noch existierte, und es mir nicht gelungen war, ihn mit dem Würfel zu vernichten.

Über sein Gesicht zog ein breites Grinsen. Triumphgefühl mußte ihn durchtosen, während er seine Arme ausbreitete und sie pendelnd vor und zurück bewegte.

»Der Würfel gehört dir nicht«, flüsterte er. »Du mußt ihn mir geben. Ich habe ihn an mich genommen, und ich werde sein Beherrscher

sein.«

»Dann hole ihn dir!« sagte ich.

»Sicher werde ich ihn mir holen, denn ich brauche ihn, um dich zu vernichten. Ich arbeite mit Arkonada zusammen. Er hat mich hierher geholt, nachdem er wußte, daß ich den Würfel hatte...« Nach diesen Worten zog er seine lappigen Lippen zurück, und ich sah die langen, gefährlichen und unheimlichen Zähne, die auf mich wie gekrümmte Säbel wirkten und die so tief in die Haut schlagen konnten, um seine Opfer bereit zu machen für das süße Sterben.

Bisher war es still gewesen. Ich richtete mich innerlich auf einen Kampf gegen dieses Monstrum ein. Um so lauter war das dumpfe Geräusch, das an meine Ohren drang.

Mein Kopf zuckte nach links. Aus dieser Richtung war das Geräusch gekommen.

Im Hintergrund der Halle erkannte ich die Treppe, die in den oberen Teil der Höhle hochführte.

Und ich sah sie.

Die Zombies aus den Hügeln Sie drängten in einer langen Reihe die Treppe hinab, denn sie wollten ihm, Vampiro-del-mar, zur Seite stehen. Aus den Gräbern waren die halbverwesten und zum Teil vermoderten Gestalten aus verschiedenen Jahrhunderten erschienen.

Fast nur Männer. Zwei Frauen zählte ich. Sie trugen noch Kleiderfetzen, durch große Löcher schimmerte ihre welke Haut.

»Wirst du es schaffen?« fragte mich Vampiro-del-mar höhnisch. Ich verengte meine Augen. Ein Zeichen, wie sehr ich über diesen Fall nachdachte.

Noch hatten nicht alle Zombies die Halle erreicht. Die meisten befanden sich auf der Treppe. Sie drängten und stießen nach. Dabei nahmen sie keinerlei Rücksicht auf die vor ihnen gehenden Artgenossen. Diese bekamen Stöße in den Rücken, wurden nach vorn den Rest der Stufen hinuntergeschleudert, wo sie dann zu Boden

fielen und liegenblieben. Sie unternahmen zwar den Versuch, sich zu erheben, aber nachfolgende Zombies drängten sie immer wieder zurück.

Mir blieben einige Möglichkeiten.

Ich konnte sie mit der Beretta erledigen. Geweihten Silberkugeln harten sie nichts entgegenzusetzen, aber das wäre wirklich nur der berühmte Tropfen auf den heißen Stein gewesen. Zudem hatte ich nicht nur sie als Gegner, auch an Vampiro-del-mar mußte ich denken.

Daß es für mich keinen Sinn hatte, den Würfel gegen sie einzusetzen, wußte ich leider zu genau. So wäre der Würfel nur ein Ballast für mich gewesen, und ich setzte ihn ab.

Mein Kreuz war die Waffe!

Ich konnte es aktivieren, es würde seine Kraft ausspielen, wobei allerdings Zweifel auftauchten, ob das Kruzifix es in dieser Zeit und dieser Situation tatsächlich schaffte. Ich kam zu dem Entschluß, mit dem massiven Einsatz des Kreuzes noch zu warten. Erst dann, wenn es direkt gegen Vampiro-del-mar ging, wollte ich es einsetzen. Die Zombies waren bewaffnet. Rostige Lanzen und Schwerter nannten sie ihr eigen.

Wenn sie zu nahe nebeneinander hergingen, klirrten die Waffen aneinander. Es hörte sich metallisch und gleichzeitig dumpf an. Warngeräusche...

Einer stach mir besonders ins Auge.

Er schritt ziemlich außen und schien ein Söldner aus dem Mittelalter oder noch früher zu sein. Sein nackter Oberkörper war mit einer Schimmelschicht bedeckt, das Gesicht zeigte Risse und Löcher, Haare hatte er keine mehr, der Kopf wirkte wie eine Kugel.

Zu Lebzeiten war er sicherlich ein gefährlicher Kämpfer gewesen, auch jetzt wirkte er noch furchterregend, doch er bewegte sich längst nicht mehr mit der Geschmeidigkeit voran, wie er es vielleicht früher getan hatte. Sein Gang war wankend und marionettenhaft, wie

auch bei den anderen.

Ich interessierte mich besonders für seine Waffe. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Es war eine lange Lanze und gleichzeitig eine Axt. Kurz bevor die Lanzenspitze begann, zweigte der metallene Axtkopf mit der gewölbten Schneide ab.

Diese Waffe war für mich wie geschaffen.

Mit der Beretta schoß ich ihn nieder. Der Zombie brach wie vom Blitz getroffen zusammen, ich raste auf ihn zu und nahm die Waffe an mich, bevor die anderen Wesen sich noch auf mich stürzen konnten. Jetzt hatte ich etwas, womit ich mich verteidigen und mir gleichzeitig Vampiro-del-mar vom Leibe halten konnte.

Sofort zuckte ich herum, denn ich wollte den Würfel wieder an mich nehmen.

Der Supervampir befand sich bereits auf dem Weg. Wenn er den Würfel des Unheils bekam, würde er ihn für seine Zwecke mißbrauchen, und bei ihm reagierte er, das stand fest.

Ich startete ebenfalls. Vampiro-del-mar war schneller. Mir blieb noch eine Chance. Aus vollem Lauf schleuderte ich die eben geholte Beutewaffe im schrägen Winkel auf ihn zu.

Das Mittelding zwischen Lanze und Axt hätte ihn auch getroffen, wenn er sich nicht genau im richtigen Augenblick zu Boden geworfen hätte. Die Waffe zischte über ihn hinweg und klirrte mit der Spitze gegen den harten Steinbrocken.

Pech auf der ganzen Linie.

Ich zeigte mich nicht geschockt oder überrascht, sondern machte weiter. Nur jetzt nicht aufgeben, dann harten die anderen ein verdammt leichtes Spiel mit mir.

Vampiro-del-mar hatte den Würfel gepackt, und seinen großen Körper um die eigene Achse gerollt. Während des Laufens sah ich für den Bruchteil einer Sekunde sein verzerrtes Gesicht hinter dem Würfel. Es spottete jeder Beschreibung, ein widerliches Etwas, eine

Grimasse, entstellt und gezeichnet von Haß.

Er kam so nahe an mich heran, daß ich über ihn hinwegspringen mußte, um an die Waffe zu gelangen.

Blitzschnell ging ich in die Knie, nahm sie an mich und kreiselte herum. Vampiro-del-mar stand vor mir. Er stierte mich an, den Würfel hielt er fest, und ich rechnete damit, daß er ihn aktivieren würde. Das geschah auch.

Aber nicht der Todesnebel quoll aus den Steinen hervor, etwas anderes geschah, das ich nicht sehen konnte, denn es war keine sichtbare Waffe. Vampiro-del-mar hatte sich auf die zahlreichen Zombies konzentriert. Sie sollten zu einer kräftigen Truppe werden, und er hatte sich etwas ausgedacht, womit ich nie im Leben rechnete. Er machte sie zu Vampiren!

Aus Zombies wurden Blutsauger!

Auch das schaffte der Würfel des Unheils.

Ich vergaß in den nächsten Sekunden meine eigene Situation, die schlimm genug war. Nur diese Wesen vor mir interessierten mich, denn so etwas hatte ich noch nie im Leben gesehen.

Ein Ruck ging durch die Masse der untoten Leiber. Sie schüttelten sich, wurden nach vorn gestoßen, wieder zurück, blieben stehen und rissen ihre Mäuler auf, so daß in ihren Gesichtern klaffende Löcher entstanden. Ich konnte zuschauen, wie es sich in ihren oberen Kiefern bewegte. Unter der oft fauligen Haut drückte sich etwas hervor, und allmählich wuchsen ihnen lange, gierige Vampirzähne.

Jetzt wollten sie nicht nur töten, wie sie es eigentlich vorgehabt hatten und man es von Zombies erwarten konnte, nein, auch das Blut der Menschen interessierte sie.

Das an erster Stelle.

Ich hörte das böse Lachen des Vampiro-del-mar. Und dieses Geräusch riß mich immer wieder zurück in die Realität.

Noch immer stand ich einer Unzahl von Gegnern gegenüber, und

vor allen Dingen dem Supervampir.

Er hatte den Würfel, ich hätte ihn doch nicht so leichtfertig aus der Hand geben sollen, aber hinterher ist man immer klüger. Zudem entschuldigte ich mich selbst damit, nicht ganz bei der Sache gewesen zu sein, die vergangenen Erlebnisse hatten mich zu sehr belastet und waren auf meine Reaktion abgefärbt.

Dann tat ich etwas, das meines Erachtens aus einer guten Idee geboren wurde.

Ich riß die Beutewaffe zu mir heran, streifte mir dabei die Kette über den Kopf und wickelte sie sowie das Kreuz um die Lanzenspitze, und zwar genau an der Stelle, wo sich Spitze und Axt trafen. Dort hatte es am meisten Halt.

Mit dieser Waffe rannte ich los.

Vampiro-del-mar war mein Ziel. Jetzt mußte ich ihn erledigen. Er durfte nicht mehr existieren, ich hatte gesehen, welche Macht ihm dieser Würfel verlieh, und höchstwahrscheinlich wäre auch ich zum Vampir geworden, hätte ich nicht unter dem Schutz des Kreuzes gestanden, das ich nun voll einsetzte.

Leider irrte ich mich.

Noch immer hatte ich die Kraft des Würfels unterschätzt. Vampiro-del-mar bewegte sich nicht. Er blieb wie ein Fels in der Brandung stehen, die Arme leicht vorgestreckt, wobei seine Hände den Würfel des Unheils umklammerten.

Ich rannte gegen die Wand.

Gegen eine unsichtbare Mauer wuchtete ich, hörte das Zischen und entdeckte das rote Leuchten auf meinem Kreuz. Da waren zwei Magien gegeneinandergeprallt. Das Kreuz kämpfte gegen die von dem Würfel produzierte, und keine schien stärker zu sein denn sie hoben sich gegenseitig auf.

Aber er hatte Mühe.

Aus seinem weit geöffneten Maul drangen schreckliche Laute. Eine

Mischung zwischen Ächzen und Gurgeln. Er schüttelte sich, bewegte den massigen Schädel, hatte Mühe und taumelte.

Das Kreuz war stärker!

Ich jubilierte innerlich. Wenn es so weiterging bekam ich ihn, dann würde ich Vampiro-del-mar vernichten. Er sollte das kriegen, was ihm schon lange zustand.

Ich keuchte, holte schwer Atem, blieb am Ball, auch der Würfel tat sich schwer.

Seine hellen Schlieren nahmen einen grünlichen Schimmer an. Er kämpfte verbissen, und ich sah Blitze innerhalb des Quaders. Mein Kreuz stand wie eine eins. Ohne es aktivieren zu müssen, hielt es den Schutzschirm vor mich, und sein Schatten zeichnete sich sogar auf dem Boden ab.

Ich geriet in einen regelrechten euphorischen Taumel, der allerdings jäh zerstört wurde.

Plötzlich waren sie da.

Sie hatten die wertvollen Sekunden genutzt und waren in meinen Rücken gelangt.

Zahlreiche Vampire, halb verweste Horror-Gestalten, manche bis auf den letzten Fetzen skelettiert, aber mit spitzen Dolchzähnen, die mein Blut haben wollten.

Ich spürte die Berührung im Nacken.

Es waren keine Zähne, nur eine kalte Klaue, und es durchfuhr mich wie bei einem Stromstoß. Auf dem Absatz zuckte ich herum, die Lanze machte den Schwenk mit, und ich schaute auf einen Arm, der erhoben war und dessen Hand den Griff einer Machete umklammerte. Die Klinge hätte mir den Kopf vom Hals getrennt.

Ich aber war schneller.

Haargenau traf die Axt, und ein kopfloser Vampir kippte vor meinen Füßen zur Seite.

Sofort nahm ich mir das nächste Ungeheuer vor, und auch das dritte

blieb nicht verschont. Mit einem Lanzenhieb erledigte ich es, dann hatte ich mir Luft verschafft.

Einige wichen zurück Sie harten ihre Artgenossen fallen sehen und bekamen auch mit, wie diese allmählich zerfielen. Da wurde zunächst das Fleisch zu Staub, da fielen Finger ab, und es veränderten sich die Gesichter. Die Haut sackte ein, sie wurde zu einem pergamentfarbenen Lappen, dörnte aus, trocknete, zerknirschte.

Von der Seite sprang mich eine der Frauen an. Sie hielt keine Waffe fest, ich aber drückte ihr die Lanze entgegen, wobei sie von der Spitze nicht einmal getroffen wurde, sondern nur von dem Kreuz, das nach wie vor rot glühte.

Sie schüttelte sich. Ihr Gesicht zerfiel innerhalb einer halben Sekunde, dann rieselten Knochen nach unten und wurden zu Staub, als sie den Boden berührten.

Jeder Windstoß hätte das Zeug weggeblasen...

Ich hörte hinter mir Vampiro-del-mar. Er tobte, denn er mußte mit ansehen, daß seine Vampire doch nicht das brachten, was sie seinem Sinne nach sollten.

Wieder drehte ich mich.

Er war näher gekommen. Geduckt ging er, den Würfel hielt er fest. Sein Mund stand offen. Gelblich schimmernder Geifer rann über die langen Hauer, sammelte sich an den Spitzen und fiel in dicken Tropfen zu Boden.

Rechts von mir schaukelten seine Helfer. Es war wirklich ein Schaukeln, denn die zu Vampiren gewordenen Zombies hatten mitbekommen, was mit ihren Artgenossen geschehen war, und irgendein Instinkt hielt sie davon ab, sich näher an mich heranzuschieben.

Sobald ich das Kreuz in Richtung des Würfels gedreht hatte, glühte es stärker auf. Das rote Leuchten strahlte gegen den Quader, aber es drang nicht hindurch. Um Vampiro-del-mar legte es einen Ring. Der

Supervampir zuckte. Dabei bewegte sich sein Gesicht. Irgend etwas ging in ihm vor. Er fletschte die Zähne noch weiter und schaute seine Helfer an.

Sie bekamen den Befehl. Durch die Gestalten lief ein einziger, wuchtiger Ruck.

Für einen Moment standen sie noch starr, dann setzten sie sich in Bewegung.

Diesmal jedoch konzentriert. Sie hatten ihre Furcht oder Panik überwunden und starteten den Angriff gegen mich.

Die Vampire kamen wie eine Welle. Sie würden für ihren Meister in den Tod gehen.

Wie viele es waren, wußte ich nicht. Ich hatte den Überblick verloren, konnte mir aber vorstellen, daß die Überzahl zu groß für mich wurde. Noch hatte die Magie des Kreuzes mich beschützt. Wie lange ich dies aufrechterhalten konnte, war fraglich.

Deshalb mußte ich seine gesamten Kräfte ausnutzen, auch wenn ich mich in einer fremden Dimension befand oder in einer anderen Zeit steckte, vielleicht packte ich es.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Laut und deutlich rief ich diese gewaltige Formel, um die Urkräfte zu mobilisieren.

Bevor irgend etwas geschah, sah ich links von mir einen anderen Vorgang.

In der Wand tat sich etwas.

Ich entdeckte ein Bild, eine Kugel - der Spiegel aus dem alten Atlantis. Und in ihm standen meine Freunde!

»Das darf doch nicht wahr sein!« ächzte Suko. »Verdammt, das ist John Sinclair.« Der Inspektor drehte sich um. Er schaute Kara und Myxin starr an. »Das ist er, Freunde!«

Die beiden waren konsterniert. Sie hatte die Überraschung ebenso

getroffen wie Suko. Zum Greifen nahe befand sich der Geisterjäger, dennoch waren sie meilenweit entfernt.

Und sie erkannten, in welcher Lage er sich befand. Vor ihm stand Vampiro-del-mar. Er hatte den Würfel des Unheils. Um den Supervampir herum flirrte ein roter Kreis, der ihn gefesselt hielt.

Doch dieser Blutsauger bildete nicht die größte Gefahr. Es war das Heer von schrecklichen Gestalten, das dem Geisterjäger ans Leben wollte und sich allmählich auf ihn zuschob.

Vergessen waren die Flammenden Steine, zwischen denen sie sich befanden, in diesen Augenblicken zählte nur der um sein Leben kämpfende John Sinclair.

»Wir müssen zu ihm!« rief Suko und schaute Kara dabei an. »Es kommt auf dich an. Mach du etwas!«

»Wie soll sie...?«

Suko schnitt Myxin mit einer Handbewegung das Wort ab. »Ganz einfach, sie muß ihr Schwert nehmen. Wenn wir uns tatsächlich in Atlantis befinden, dann schafft ihre Waffe es. Glaubt mir...«

Kara nickte entschlossen.

»Du hast recht, Suko, ich muß es versuchen. Wir müssen die Kugel verlassen.« Sie schob den Chinesen kurzerhand zur Seite und baute sich dicht am Rand der Kugel auf. Das Schwert hob sie in Hüfthöhe. Die goldene Klinge funkelte und gleißte.

»Erinnere dich wieder an die Leichenstadt. Dort hast du es auch geschafft!« Suko machte ihr Mut, als er sah, wie Kara auf die Knie fiel, die Waffe mit dem Griff gegen ihre Stirn preßte, während die Spitze den Spiegel von innen berührte.

Sie konzentrierte sich. Kara nahm ihre Kräfte zusammen, und es war Myxin, der hinter sie trat und seine Hände auf ihre Schulter legte, wobei er ebenfalls seine geistigen Kräfte einsetzte.

Vielleicht gelang es ihnen gemeinsam, den Zwischenraum und damit auch die Zeiten zu überbrücken.

Das war genau der Zeitpunkt, an dem es John Sinclair gelungen war, sein Kreuz zu aktivieren.

Von nun an prallten die verschiedenen Welten und magischen Energien aufeinander.

Es kam zur Entladung und damit brach auch das Chaos in die Zeiten hinein...

Ein furchtbarer Schrei zitterte mir entgegen!

Zunächst dachte ich, daß Vampiro-del-mar ihn ausgestoßen hatte. Dies stimmte nicht. Es waren die Vampire, denn sie hatte die Kraft des Kreuzes ebenfalls getroffen.

Die alte Formel hatte die Kraft noch einmal verstärkt, und über den Köpfen der untoten Wesen lag ein roter Schleier.

Ich rechnete mit einer Vernichtung dieser makabren Wesen, leider ein Irrtum, der Schleier konnte sich nicht weiter ausbreiten, denn die andere Magie hielt dagegen. Sie konnte meine Abwehrkräfte schwächen, und die Vampire starben nicht. Ich sah, wie sie sich bewegten. Sie zuckten zusammen, taumelten, hielten sich gegenseitig fest, schrien auch und brachen zusammen.

Leider nicht alle, so daß ich weiterhin mit einer Überzahl von Gegnern rechnen konnte.

Stand ich wirklich allein?

Ich hatte im letzten Moment die Kugel gesehen, die sich auf der seltsames Wand zeigte. Eine Spiegelkugel, und sie war mir ebenfalls bekannt, denn ich hatte sie einmal als letzten Rettungsanker benutzt. Nun sah ich in ihr meine Freunde. Zum Greifen nahe waren sie und dennoch meilenweit entfernt.

Noch immer hielt ich meine Beutewaffe fest. Dieses Mittelding aus Lanze und Axt. Ein gefährliches Instrument, mit dem ich vielleicht auch Vampiro-del-mar erledigen konnte.

Der jedoch hatte den Angriff überstanden. Der Würfel gab ihm die

Kraft, dem aktivierten Kreuz zu trotzen, und er entwickelte selbst Gegenmagien und Gegenreaktionen.

Bevor ich mich versah, jagte etwas aus dem Würfel auf mich zu. Ich dachte schon an den Todesnebel, aber es war eine Spirale, die sich rasend schnell in meine Richtung drehte, milchigweiß schimmerte, mich voll erwischte und meine Füße vom Boden hochriß.

Da gab es nichts mehr, woran ich mich hätte festhalten können. Die fremde Kraft schleuderte mich herum, ich rief noch einmal die Formel und wollte, daß mein Kreuz seine Kräfte potenzierte. Ob es gelang, bekam ich kaum mit, denn mit dem Rücken und auch mit dem Kopf krachte ich gegen die Wand.

Es war ein harter Schlag, der mir das Wasser in die Augen trieb. Aber nicht nur das. Auch Schmerzen zuckten durch meinen Schädel, sie hämmerten, und ich stellte fest, daß ich mich nicht mehr auf den Beinen halten konnte.

Die Knie gaben allmählich nach.

Mit dem Rücken rutschte ich an der Wand nach unten, während Vampiro-del-mar näher kam.

Er ließ sich sogar Zeit, warf einen Blick auf den runden Spiegel in der Wand, sah auch die anderen, doch er kümmerte sich nicht um sie. Ich war für ihn wichtiger.

Ich rutschte so tief, daß ich schließlich auf dem Boden sitzen konnte. Noch immer schien mein Schädel mit einer seltsam en Flüssigkeit gefüllt zu sein. Ich konnte kaum einen richtigen Gedanken fassen. Es fiel mir ungemein schwer, mich auf meinen Gegner zu konzentrieren, schaute nach vorn und entdeckte das Kreuz. Es pendelte an der Waffe, wobei Vampiro-del-mar keine Furcht hatte.

In dieser Welt war er der Herr. Da schützten ihn andere. Auch der Würfel des Unheils.

Er hielt ihn so fest, als wollte er ihn nie mehr loslassen. Darüber sah ich sein breites Gesicht. Es war zu einem häßlichen Grinsen

verzogen, und die Augen schauten starr auf mich herab.

»Keine Chance mehr«, rührte er aus Hefer Kehle. »Du hast keine Chance mehr, John Sinclair. Der Geisterjäger ist verloren.«

»Dann versuche es!« lockte ich ihn. Es fiel mir schwer, die Worte zu formulieren. Diese Attacke des Würfels hatte mich zwar nur geschwächt erreicht, es immerhin geschafft, meine Kräfte stark zu reduzieren. So kam ich gegen Vampiro-del-mar nicht an.

Ich mußte auch an die anderen Gegner denken. Die ehemaligen Zombies und jetzigen Blutsauger. Zwar standen nicht mehr so viele gegen mich, einige hatte es schon erwischt, aber die stärkeren von ihnen hielten sich auf den Beinen.

Ihre Mäuler hatten sie aufgerissen. Die spitzen Zähne leuchteten darin, und aus manchen Mundhöhlen floß der Geifer über die Lippen nach unten, wobei er seine Spur am Hals hinterließ.

Welche Chance würde mir der Supervampir lassen?

Keine!

Denn er gab seinen Helfern den Befehl, ebenfalls näher zu kommen. Sie gehorchten.

Schwankend setzten sich die Gestalten in Bewegung. Ihre Körper pendelten von einer Seite auf die andere, die Arme waren ausgestreckt, die Finger gespreizt, und aus ihren Kehlen drangen blubbernde Geräusche.

»Du kannst wählen, John Sinclair«, sagte Vampiro-del-mar und fühlte sich ganz als großer Sieger. »Soll ich dich von meinen Dienern zerreißen lassen, oder willst du durch den Würfel sterben?«

»Überhaupt nicht!«

»Das habe ich mir gedacht«, zischte er. »Aber ich lasse dich nicht mehr entkommen. Dieser Würfel produziert das, was ich will, und ich werde mir etwas Besonderes für dich ausdenken. Ich kann zum Beispiel einen Säureregen von der Decke fallen lassen, der deinen Kadaver auflöst. Ich kann dich auch durch Pfeile töten, die plötzlich

aus dem Nichts kommen und dich durchbohren. Oder ich kann von Unsichtbaren töten lassen. Das alles ist möglich...«

Er redete. Und solange er redete, tat er nichts. Das gab mir wiederum Gelegenheit, Gegenmaßnahmen zu ergreifen, denn kampflos wollte ich mich nicht in mein Schicksal fügen.

Besonders nicht vor den Augen meiner Freunde, die sicherlich alles daransetzen würden, um mir zu Hilfe zu eilen. Es war mir gelungen, meinen rechten Arm ein wenig anzuwinkeln. Dadurch stand der Lanzenschaft auf dem Boden, bildete einen schrägen Winkel, und ich benutzte ihn als eine Stütze.

Ich wollte Vampiro-del-mar erst gar nicht so weit kommen lassen. Bisher war er mir in seiner Handlungsweise entgegengekommen, er hatte gezögert, er würde auch, und das hoffte ich stark weiterhin zögern und sich erst noch vorstellen, wie er mich umbringen wollte. Sollte er mich dabei ruhig als zitterndes und ängstliches Bündel sehen, das machte mir nichts.

Anders verhielt es sich mit seinen Vampiren. Sie waren ein bekannter unbekannter Faktor in meiner Rechnung. Unbekannt deshalb, weil ich nicht wußte, wie sehr sie sich bereits erholt hatten, und deshalb durfte ich auch nicht zögern. Vielleicht konnte ich sie stoppen wenn Vampiro-del-mar nicht mehr existierte.

Lady X gab es nicht mehr. Er hatte meiner Ansicht nach auch kein Recht, weiterhin zu existieren. Die Mordliga mußte weg, nur Xorron war dann noch übrig.

Ich startete.

Mit keinem Wimpernzucken hatte ich zu erkennen gegeben, was ich vorhatte, und ich jagte in die Höhe, wobei ich die Lanze als Stützwaffe benutzte.

Vampiro-del-mar wurde von dieser Attacke überrascht. Er hatte sich zu sehr auf der Siegerstraße gefühlt, und als ich vor ihm auftauchte, da verzerrte sich sein Gesicht in einem panischen

Schrecken In der Bewegung noch umklammerte meine linke Hand ebenfalls den Lanzenschaft, und ich ramnte die Waffe wuchtig nach vorn.

Diesmal konnte Vampiro-del-mar ihr nicht ausweichen. Etwa in der Körpermitte wurde er voll getroffen, und auch das Kreuz entfaltete noch seine Wirkung.

Als hätte ihm jemand den Würfel aus der Hand geschlagen, so wirbelte er davon, prallte mit der Kante irgendwo auf, tickte weiter und blieb dann liegen.

Ich kümmerte mich nicht um ihn. Vampiro-del-mar war wichtiger, und ich trieb ihn zurück wobei ich die Waffe nicht hervorriß. Er erlebte die Hölle!

Sein Gesicht schien auseinanderzufließen. Selten habe ich bei einem Dämon solch eine Todesangst erlebt, und er wurde erst gestoppt, als er mit dem Rücken gegen die Wand krachte.

Ich zog die Lanze aus seinem Körper und drehte sie. Ein irrer Schrei flog mir entgegen. Der Supervampir hatte ihn ausgestoßen, riß gleichzeitig seine Arme hoch und wuchtete auf mich zu. Jetzt erwies sich die Lanze als unhandlich. Ich konnte sie nicht schnell genug herumwirbeln, wurde von dem Körper getroffen und zu Boden gestoßen. Hart fiel ich auf den Rücken.

In diesem kurzen Augenblick der Wehrlosigkeit hatte Vampiro-del-mar seine große Chance. Aber er war bereits zu geschwächt und brauchte eine gewisse Anlaufzeit. So konnte ich mich aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich bringen und kam wieder auf die Füße. Dabei taumelte ich ein wenig zur Seite, geriet gefährlich nahe an die ersten Vampire heran und erledigte einen von ihnen mit einem Rundschat. Dann stand ich wieder vor dem Supervampir.

Er wankte.

Sein Ende war nah. Der Körper zeigte die ersten Anzeichen der Vergänglichkeit. Knochen lugten bereits durch die Haut. Bleiches

und gleichzeitig grau schimmerndes Gebein, aber er stemmte sich gegen sein Ende mit den verbleibenden Kräften an.

Ich befand mich wie in einem Rausch. Hier in dieser Welt focht ich einen gewaltigen Kampf. Dieser Gegner hatte mir immens viel Arger bereitet. Er hatte gemordet, getötet, kannte keine Gnade, wollte nur Blut, und jetzt hatte ich die Chance, ihn endgültig zu erledigen.

Ich holte aus.

Schräg hielt ich die Waffe, denn diesmal wollte ich nicht mit der Lanzenspitze zuschlagen, sondern mit der Axt.

Ein unheimliches Gebrüll drang aus dem Maul des Vampirs. Er sah das Unheil kommen, seine Blutzähne schienen um das Doppelte zu wachsen, noch einmal streckte er seine langen Arme aus, als wollte er meinen Schlag aufhalten, aber damit konnte er mich nicht mehr irritieren. Ich führte den Rundschatz so durch, wie ich es mir vorgenommen hatte, und die Axt fegte über seine ausgestreckten Arme hinweg. Der Treffer.

Vampiro-del-mar besaß einen langen Hals, ich konnte ihn überhaupt nicht verfehlen, und einen Atemzug später traf die Klinge der Axt voll. Plötzlich stand er ohne Kopf vor mir.

Ich starrte auf den Torso, wechselte den Blick, schaute nach links und sah den Kopf am Boden liegen.

Dieser Anblick ging mir unter die Haut.

Weit aufgerissene Augen starrten mich an. Sein Mund stand immer noch offen, die langen Blutzähne stachen aus dem Oberkiefer hervor, und sie wurden allmählich grau, wobei sie dieselbe Farbe annahmen, wie die Haut des Vampirs.

Er hatte immer seine strähnigen Haare besessen. Auch die fielen ihm aus. Sie wurden zu Staub, kaum daß sie den Boden berührt hatten. Dann klappte der Mund zu.

Die beiden lappigen Lippen hatten sich kaum berührt, als sie schon zerfielen und ich sogar das Knacken vernahm, mit dem die Knochen

auseinanderbrachen.

Vampiro-del-mar gab es nicht mehr. Er hatte mir zu oft getrotzt, diesmal jedoch war ich Sieger geblieben.

Endgültiger Sieger!

Und ich vernahm das Heulen und Wehklagen. Seine Diener stießen es aus. Sie trauerten um Vampiro-del-mar, aber sie würden es nicht mehr lange machen, davon war ich fest überzeugt.

Im Moment interessierten sie mich nicht. Der Würfel war wichtiger. Ihn mußte ich haben. Ich sprang darauf zu.

Nach dem zweiten Schritt schon stoppte ich, denn ich hatte ein widerliches Geräusch vernommen.

Es war ein gewaltiges Knirschen. Hoch über mir, wo ich die Decke nicht mehr sah, war es aufgeklungen.

Mein Blick flog in die Höhe!

Die Hand hatte ich schon einmal gesehen. Diesmal jedoch stach sie nicht aus dem Wasser, sondern kam von oben.

Als gewaltiges, unheimliches Gebilde entdeckte ich sie, und sie war dabei, sich allmählich auf mich niederzusenken.

Ihr waren bereits große Schiffe zum Verhängnis geworden, und es gab keinen Grund, daß es mir anders ergehen sollte...

Kara schien zu einem Denkmal geworden zu sein!

Unbeweglich kniete sie auf dem Boden der Kugel. Das Schwert hielt sie umklammert, die Spitze berührte die Spiegelwand.

Verzweifelt und mit aller Kraft versuchte sie, eine magische Verbindung zwischen sich und der Kugel aufzubauen.

Dabei dachte sie an das, was sie einmal früher erlebt hatte. In Gedanken beschwor die Schöne aus dem Totenreich Zeiten, die schon über 10000 Jahre zurücklagen. Sie wollte Kräfte aktivieren, die in einem tiefen Schlaf lagen, und vielleicht gelang es ihr abermals, mit ihrem Vater Kontakt aufzunehmen Ihre Lippen bildeten

einen Strich. Kalkig wirkte die Haut auf dem Gesicht. Sie spürte die Gedanken der Kugel. Ihr war klargeworden, daß auch dieses Gebilde lebte, und sie merkte nicht, wie Myxin seine Hände auf ihre Schultern gelegt hatte.

Alles war anders geworden...

Kara suchte nach einem Weg während Suko durch die Wand schaute und um das Leben seines Freundes John Sinclair zitterte, der gegen Vampiro-del-mar kämpfte.

Die Klinge vibrierte.

Ihr Leuchten nahm plötzlich zu. Für Kara ein Beweis, daß ein erster Kontakt hergestellt worden war.

Jetzt mußte sie ihn nur verstärken, um den Bann zu brechen. Die Schöne aus dem Totenreich wollte hindurch. Es sollte kein Zurück mehr geben, nur noch die Aktion nach vorn. Die Kugel zitterte. Gewaltige, von Kara freigelegte Kräfte, machten sich bemerkbar. Um die Innenhaut der Spiegelkugel lief ein goldenes Leuchten. Es zeichnete jedes Teil nach, aus dem die Kugel zusammengesetzt war, und es gelang Kara das schier Unmögliche.

Die Spiegelkugel löste sich.

Auf einmal schwebte sie über dem Boden. Sie wurde durch reine Geisteskraft angetrieben. Kara fühlte selbst in ihrem Körper das Zittern. Es war ihr gelungen, die Kräfte des alten Atlantis wieder zurückzufinden und die Niederlage zu vergessen.

»Gütiger Himmel, wir schaffen es!« Es war Suko, der die Worte ehrfurchtsvoll flüsterte. Damit hatte er kaum gerechnet. Kara ließ nicht locker. Sie bewegte die Kugel dank ihrer Geisteskraft und dank jener magischen Waffe, die einst ein Schmied im alten Atlantis fertiggestellt hatte.

Es gelang ihr auch, die Kugel zu steuern. Sie brachte sie in die Richtung wo sich der Geisterjäger John Sinclair befand. Die Kugel kam aus der Vergangenheit, tauchte ein in die Gegenwart und geriet

in tödliche Gefahr, denn die gewaltige Hand des Dämons Hemator senkte sich immer tiefer.

Er galt als der Unbesiegbare, und diesem Namen wollte er wieder gerecht werden...

Die Gefahr spitzte sich für mich zu!

Es gab keinen Ausweg mehr. Ich hätte der schnellste Läufer der Welt sein können, es wäre mir nie und nimmer gelungen, den unheimlich großen Klauen des Dämons zu entgehen.

Verzweifelt schaute ich mich um.

Die Vampire bemerkten die Gefahr ebenfalls. Durch einen Instinkt wurden sie darauf aufmerksam, und sie ballten sich in einer Ecke zusammen. Wie eine aufgescheuchte Herde Hammel kamen sie mir vor. Die Gesichter von Furcht gezeichnet. Der Drang nach Blut war vergessen, sie wollten sich nur retten, aber sie würden es nicht schaffen. Ebenso wenig wie ich.

Aus eigener Kraft gelang es mir nie und nimmer. Ich warf noch einen Blick dorthin, wo ich meine Freunde gesehen hatte.

Sie steckten nicht nur in der Wand, sondern in dem geheimnisvollen Spiegel, der mich einmal gerettet hatte. Meine Augen wurden groß. Die Kugel bewegte sich.

Ich sah Kara in ihr hocken, während die beiden Männer hinter ihr standen.

Die Schöne aus dem Totenreich hielt das Schwert ausgestreckt. Es bildete eine magische Brücke, das sich plötzlich ausbreitete und ein neues Ziel fand.

Es war mein Kreuz!

In diesem Augenblick hätte ich es noch geschafft, den Würfel an mich zu nehmen. Ich befand mich bereits auf dem Weg zu ihm, als die andere Magie mich packte.

Plötzlich konnte ich mich nicht mehr bewegen. Dafür hörte ich eine

Stimme in meinem Hirn, und ich glaubte sogar, daß Kara zu mir sprach.

»Wir schaffen es, John, wir schaffen es. Wehre dich nicht. Ich hole dich raus. Ich...«

Alles weitere verstand ich nicht, denn einen Moment später stürzte alles zusammen. Und ich mit...

»He, du müder Krieger, wach auf!«

Aus sehr weiter Ferne drang die Stimme an meine Ohren. Ich kannte sie, hatte trotzdem Mühe, sie zu indentifizieren und ärgerte mich gleichzeitig über das Wasser, das mein Gesicht traf.

Es war Regen. Herrlicher, kühler Regen. Daß ich ihn spürte, bewies mir, wieder in der normalen Welt zu sein, und die drei Freunde standen lächelnd um mich herum.

Ich wurde sogar gestützt, jemand schlug gegen meine Wangen, so daß ich endlich die Augen öffnete.

»Geschafft?« fragte ich als erstes.

Alle drei nickten.

»Und die Kugel?«

»Ist da, wo sie hingehört«, antwortete Kara. »Im alten Atlantis, in der Vergangenheit.«

Ich schaute mich um. Der Platz, an dem wir uns befanden, kam mir bekannt vor. Es war der der Flammenden Steine. Die geheimnisvolle Kugel hatte uns dort gelassen. Es war ihr gelungen, die Zeiten zu überbrücken. In der Vergangenheit war sie zwischen den Steinen erschienen, in der Gegenwart hatte sie sich ebenfalls zwischen den Steinen aufgelöst.

Noch immer umgab uns die Dunkelheit. Auch Dunstschwaden zogen träge über den Boden, aber es war kein Todesnebel. Er hatte sich zurückgezogen.

Ich erfuhr von meinen Freunden die ganze Geschichte. Wir saßen in

der Blockhütte zusammen, wobei ich nur staunend den Kopf schütteln konnte.

»Aber ich weiß, wie die Steine entstanden sind«, sagte ich. »Und ich weiß ferner, daß der Würfel des Unheils das geheimnisvolle Orakel von Atlantis ist.«

Niemand widersprach mir.

»Nur gibt es nicht weniger Probleme«, erklärte Kara, »denn wir haben erlebt, daß uns dieser Platz keine Sicherheit gibt. Arkonada wäre es fast gelungen, die Steine zu zerstören, er muß einen Weg gefunden haben. Erst wenn wir ihn erledigt haben, können wir wieder aufatmen.«

»Wollt ihr denn hierbleiben?« fragte ich.

»Vorerst ja.« Myxin gab die Antwort. »Wir wissen nun, was mit den Steinen los ist, und können uns darauf einrichten.«

»Aber wer hat nun den Würfel?« Diese Frage stellte Myxin.

»Vampiro-del-mar kann ihn nicht mehr haben«, erwiderte ich. »Er ist erledigt. Vielleicht hat ihn einer der großen Alten an sich genommen.«

Von Myxin und Kara erntete ich Widerspruch. »Nein, sie werden sich um ihn nicht kümmern«, sagte die Schöne aus dem Totenreich. »Meiner Ansicht nach ist der Würfel in den Besitz eines anderen übergegangen...«

»Und das ist Arkonada«, sagte Myxin nur.

Weder Suko noch ich widersprachen Eines war uns allen klar. Das Orakel von Atlantis würde uns auch weiterhin Rätsel aufgeben...

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 022 »Die Jenseits-Falle«

[2] Siehe John Sinclair Nr. 254 »Treffpunkt Leichenhaus«, John Sinclair Nr. 255 »Die

Gefangene der Teufelsinsek«

[3] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 029 »Geheimbund der Vampire«

[4] Siehe John Sinclair Nr. 102 »Das letzte Duell«